

## Parallele Leben: Politischer Aktivismus und akademische Karriere

Ehmer, Josef

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Ehmer, J. (2023). Parallele Leben: Politischer Aktivismus und akademische Karriere. *Historical Social Research, Supplement*, 34, 7-78. <https://doi.org/10.12759/hsr.suppl.34.2023.01>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

### Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

---

# Parallele Leben: Politischer Aktivismus und akademische Karriere

*Josef Ehmer*

---

**Abstract:** »Parallel Lives: Political Activism and Academic Career«. In this autobiographical essay, Josef Ehmer reflects on his academic career. As a starting point, Ehmer describes his family background as well as the socio-political milieu and the (political) influences of his upbringing and schooling in the context of Austrian contemporary history. Subsequently, the author recalls his years of study and describes the Institute for Economic and Social History in Vienna as a "social place." Shaped and supported by dedicated mentors, such as Michael Mitterauer, Ehmer reflects on his path into "science as a vocation" and its various stages, especially his professorships in Salzburg and Vienna. Additionally, this essay elaborates on how Ehmer developed his stable research focuses: the social history of the 18th to 20th centuries in a European comparative perspective, specifically the history of the family, workers and craftsmen, migrations, aging, and population history and historical demography.

**Keywords:** Autobiography, Josef Ehmer, Austria, social history, historical demography.

---

## 1. Einstieg

---

Ich beginne diese autobiografische Skizze mit einem Blick in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts. Mein Vater und meine Mutter haben als Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene das gesamte „Katastrophenzeitalter 1914-1945“ (Hobsbawm) durchlebt. Ihre Erfahrungen und die politischen Schlussfolgerungen, die sie aus diesen Erfahrungen zogen, haben meine geistige Entwicklung, meine politischen Einstellungen, meine sozialen Bindungen – und viel später in gewissem Maß auch meine wissenschaftlichen Interessen – maßgeblich geprägt. Ich selbst, geboren 1948, bin unter gänzlich anderen gesellschaftlichen Bedingungen aufgewachsen, in einem, wie manche meinen, „Goldenen Zeitalter“ (ebenfalls Hobsbawm). Aber zumindest in der ersten Hälfte meines Lebens, bis in die späten 1980er-Jahre, war der Erfahrungsraum meiner Eltern ständig präsent und von Einfluss auf die Wahrnehmung meiner eigenen historischen Umwelt. Erst in der zweiten Hälfte meines Lebens begann für mich die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts zwar nicht zu

verschwinden, aber doch „historisch“ zu werden. Die Jahre um 1990 bildeten eine soziale, politische, und nicht zuletzt berufliche Zäsur – nicht nur, aber auch – befeuert von den welthistorischen Umbrüchen dieser Jahre. Die zweite Hälfte meines Lebens gehörte endgültig einer neuen historischen Epoche an. Immer wieder habe ich mich als Historiker mit den Mischungsverhältnissen von Altem und Neuem beschäftigt, mit den Amalgamierungen von früheren Erfahrungen, Denkweisen, sozialen Traditionen, mit historisch späteren Wahrnehmungsformen und Handlungsspielräumen von Individuen und sozialen Gruppen. Mit dieser Perspektive näherte ich mich auch meiner eigenen Lebensgeschichte an.

---

## 2. Meine Eltern

---

Meine Eltern entstammten sozial und regional sehr unterschiedlichen Arbeiter- und Bauernmilieus. Mein Vater wurde 1905 in einer Bauernfamilie geboren, in dem Dorf Gschwandt, knapp vier Kilometer von der Stadt Gmunden entfernt, der Bezirksstadt des Salzkammerguts im südlichen Oberösterreich. Seine Großmutter hatte um die Jahrhundertwende in diesen Hof, den „Bachbauern“, eingeheiratet und eine uneheliche Tochter mitgebracht, die wiederum selbst ein uneheliches Kind bekam, meinen Vater. Aufgrund dieser Kette von Unehelichkeit war seine Stellung am Bauernhof von Geburt an prekär, und sie wurde noch prekärer, als seine Mutter nur ein Jahr später verstarb. Aber er war kein Einzelfall. „Ledige“ Kinder dieser Art wurden an den Bauernhöfen geduldet und als billige Arbeitskräfte ausgenutzt, aber es war völlig klar, dass sie keinerlei Ansprüche auf den Hof oder auch nur auf Unterstützung hatten.<sup>1</sup> Mein Vater blieb auf dem Hof und besuchte die zweiklassige Volksschule in Gschwandt, aus der er am 7. Februar 1919 „entlassen“ wurde, genau an seinem vierzehnten Geburtstag. Damit war die gesetzliche Schulpflicht erloschen, kein einziger Tag länger wurde ihm von seinem Vormund, dem Bauern, gestattet. Mein Vater erzählte mir öfter, wie gerne er das Handwerk eines Schmieds erlernt hätte. Aber da Handwerksmeister damals „Lehrgeld“ verlangten und der Bauer nicht auf seine Arbeitskraft verzichten mochte, lebte und arbeitete er noch einige Jahre am Hof.

In seinem achtzehnten Lebensjahr, 1923, verließ er den Bauernhof, um selbstbestimmt leben zu können und Arbeiter zu werden. Die wirtschaftliche Lage Österreichs war für dieses Vorhaben allerdings alles andere als günstig. Der Zerfall der Habsburgermonarchie hatte für die erst wenige Jahre vorher gegründete Republik Österreich desaströse Folgen, und die globalen Finanz- und Wirtschaftskrisen der Zwischenkriegszeit wirkten sich hier besonders

---

<sup>1</sup> Diese Thematik ist mittlerweile gut erforscht, auch Michael Mitterauer hat den „Ledigen Müttern“ und ihren Kindern ein Buch gewidmet.

heftig aus. Die Arbeitslosigkeit war hoch, der Sozialstaat stand erst am Beginn seiner Entwicklung. Für junge Arbeiter ohne jegliche Berufsausbildung war die Lage besonders drückend. Vor mir auf meinem Schreibtisch liegen die verschiedensten Unterlagen von Arbeits- und Arbeitslosenämtern, die die Berufslaufbahn meines Vaters als „Hilfsarbeiter“ gut dokumentieren, zumindest, soweit sie in legalen und versicherungspflichtigen Verhältnissen stattfand. In seinen ersten 15 Arbeitsjahren von 1923 bis zur Okkupation Österreichs durch Nazi-Deutschland im Frühjahr 1938 wechselte er 24-mal den Dienstgeber. Sein kürzestes Arbeitsverhältnis dauerte zwei Tage, das längste acht Monate. Zwischen den einzelnen Anstellungen lagen lange Phasen der Arbeitslosigkeit. Im Durchschnitt war er jedes Jahr rund vier Monate beschäftigt und acht Monate arbeitslos. Er arbeitete in Baumwollspinnereien und in einer Papierfabrik, als Bauarbeiter und im Straßenbau, als Kutscher, als Telegraphenarbeiter und Kabelleger und in vielen anderen Jobs.

Die ersten Jahre als Arbeiter verbrachte er in Gmunden und Umgebung, aber ab 1925 ging er immer wieder „auf Walz“, quer durch Ober- und Niederösterreich und bis Wien, und kehrte auch immer wieder nach Gmunden zurück. Wovon lebte er, wenn er ohne Arbeit war? Mehrmals hatte er Anspruch auf Arbeitslosengeld oder Notstandshilfe erworben. Wenn er wanderte, konnte er die Herbergen und Verpflegungsstationen nützen, die „für reisende Arbeitssuchende“ eingerichtet worden waren. Wenn er in Gmunden war, konnte er auch seine Großmutter um Essen bitten, die am Bauernhof in Gschwandt im Ausgedinge lebte. Wo wohnte er in diesen Jahren? Manchmal beim Arbeitgeber, manchmal als „Bettgeher“ oder in Herbergen, manchmal kam er bei Freunden oder Kollegen unter. Ich schließe nicht aus, dass er als junger Mann um die zwanzig, der sich gerade von der Enge des Dorfs und des Bauernhofs befreit hatte, auch Gefallen an einem unstillen Leben fand und dass seine Wanderungen auch mit Abenteuerlust zu tun hatten. Vollends prekär wurde diese Lage aber, nachdem er 1929 meine Mutter geheiratet und einen Sohn bekommen hatte, meinen Bruder.

Meine Mutter kam aus einem ganz anderen Arbeitermilieu. Sie wurde 1910 in Gmünd geboren, einer Kleinstadt direkt an der Grenze zwischen Niederösterreich und Böhmen, und das bedeutete nach 1918: an der Grenze zur Tschechoslowakei. Diese Region war eines der alten Zentren der Textilproduktion in der Habsburgermonarchie, in der Frühen Neuzeit in Form von Hausindustrie oder Proto-Industrialisierung, vom 19. Jahrhundert an auch in Form der Fabrik. Alle Vorfahren meiner Mutter waren Weber gewesen, nur ihr Vater war „Eisenbahner“ geworden, als Hilfsarbeiter im Geleisebau. In der Volksschule war sie eine sehr gute Schülerin, weshalb sie mit zehn Jahren in die „Bürgerschule“ wechseln konnte, wie die Hauptschule damals noch genannt wurde. Dass Kinder aus Arbeiterfamilien nicht ihre gesamte Schulzeit in der Volksschule verbrachten, war um 1920 noch höchst ungewöhnlich.

Meine Mutter war Zeit ihres Lebens stolz auf ihre vergleichsweise „höhere“ Bildung, was mir, fast 40 Jahre später, sehr zugute kommen sollte.

Auch für eine Absolventin der Bürgerschule ging es aber mit 14 Jahren in die Fabrik. Auch ihr Berufswunsch, Schneiderin zu werden, ging nicht in Erfüllung, weil ihre Eltern Lehrgeld nicht bezahlen konnten, sondern ganz im Gegenteil auf den Verdienst ihrer Tochter angewiesen waren. Ihr Vater hatte im Weltkrieg ein Bein verloren, war invalide und nicht mehr arbeitsfähig, und zudem stieg die Zahl ihrer Geschwister von Jahr zu Jahr an. Ihre Mutter brachte insgesamt elf Kinder zur Welt, Totgeburten nicht mitgerechnet. In den Jahren um den Ersten Weltkrieg waren solch hohe Kinderzahlen in den „besseren Familien“ – wie meine Mutter zu sagen pflegte – schon selten geworden, aber noch nicht in der kleinstädtischen und ländlichen Arbeiterschaft. Ihre vielen Geschwister bedeuteten für meine Mutter kontinuierliche Armut, oft Hunger, und extrem beengtes Zusammenleben: 13 Personen in einer der kleinen Zwei-Zimmer-Wohnungen der „Eisenbahnersiedlung“. Aus diesen Erfahrungen zog sie den Schluss, selbst nicht mehr als ein Kind zu bekommen, allerhöchstens zwei. Als ich mich in den 1980er-Jahren für Historische Demografie zu interessieren begann, hat mir meine Mutter oft als Beispiel gedient, um zu zeigen, wie sich der Übergang zu Familienplanung und Geburtenkontrolle in der Arbeiterschaft im Generationensprung vollzog, als bewusste Absetzung der Töchter von den Erfahrungen ihrer Mütter.

Die Spinnfabrik, in der meine Mutter arbeitete, musste sie schon nach zwei Jahren verlassen, mit 16, weil die extreme Staubbelastung ihre Lunge zu sehr angegriffen hatte. Die folgenden Jahre verbrachte sie in einer „Tabak-Trafik“. Mit diesem Begriff wurden kleine Tabakläden bezeichnet, die der österreichische Staat auch als Unterstützung für schwer kriegsgeschädigte Invalide nützte. Auch dem Vater meiner Mutter war eine Trafik zugeteilt worden, ein winziger Kiosk, nicht beheizbar, im Winter extrem kalt – und vor allem extrem ertragsschwach. Auch Gmünd war von Arbeitslosen überfüllt, die kaum jemals genug Geld hatten, um sich eine ganze Schachtel Zigaretten zu kaufen. Sie kauften stückweise, und auch einzelne Zigaretten konnten sie nicht immer bezahlen, sondern ließen „anschreiben“.

In dieser Trafik lernten sich meine Eltern kennen. Mein Vater war auf der Walz im Frühjahr 1926 nach Gmünd gekommen, fand hier bis in den Oktober hinein immer wieder Arbeit, und pflegte seine Zigaretten bei Mutter zu kaufen, einem hübschen 16-jährigen Mädchen. Dass aus dieser Bekanntschaft allmählich eine Liebesbeziehung wurde, und drei Jahre später eine Ehe, war aber nicht der Trafik geschuldet, sondern der Politik, konkret: der sozialdemokratischen Jugend- und Arbeiterbewegung. Meine Mutter war in der Arbeiterstadt Gmünd nahezu selbstverständlich in den sozialistischen Kosmos hineingewachsen. Die Sozialdemokratie hatte ein dichtes Netz von Vereinen und Institutionen geschaffen, die Unterstützung, Bildung, und Freizeitgestaltung für und mit Arbeitern aller Lebensphasen organisierten, „von der Wiege

bis zur Bahre“, wie es ironisch hieß. Meine Mutter war bei den „Kinderfreunden“ gewesen, dann bei der „Sozialistischen Arbeiter-Jugend“ (SAJ), und mit besonderer Freude bei den Arbeiter-Turnerinnen.

Für meinen Vater, von bäuerlicher Herkunft, war der Weg in die Arbeiterbewegung weniger klar vorgezeichnet. Aber schon auf seinem ersten Arbeitsplatz 1923 hatte er einen etwas älteren Hilfsarbeiter zum Kollegen, Franz Plasser, der in der Sozialdemokratie aktiv war und für diese seit 1919 im Gemeinderat der Stadt Gmunden saß. Plasser animierte meinen Vater zum Beitritt in die SAJ und später auch zur Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP), und er verhalf ihm in den folgenden Jahren mehrmals zu einer Beschäftigung als Telegraphenarbeiter. Mein Vater scheint sich in den sozialistischen Netzwerken wohlfühlt zu haben, und bald hatte er dort auch soziale Anerkennung gefunden. Vor allem aber waren diese Netzwerke überregional. Wo immer er auf seiner Walz durch Österreich hinkam, suchte er Kontakt zu lokalen Organisationen, so auch in Gmünd, wo er in der Theatergruppe der Sozialistischen Arbeiter-Jugend aktiv wurde. Dort vertiefte sich die Beziehung zu meiner Mutter. Nachdem er nach Gmunden zurückgekehrt war und 1928 eine monatelange Beschäftigung als Telegraphenarbeiter gefunden hatte, lud er sie zu sich ein, sie kam, und blieb. Im April 1929 heirateten die beiden, und im November dieses Jahres wurde mein Bruder Bruno geboren, kurz nach dem 19. Geburtstag meiner Mutter. Arbeit zu finden war für Frauen noch schwieriger als für Männer, und noch mehr für eine junge Mutter, die vor Ort auf keinerlei Verwandte zurückgreifen konnte. Meine Mutter übte verschiedene „Gelegenheitsarbeiten“ aus, „Aushilfe“ in einem der großen Gmündner Hotels, als Putzfrau und Wäscherin, und trug auf diese Weise nur bescheiden zum Familieneinkommen bei. Trotzdem konnten die beiden schon 1929 eine eigene Wohnung beziehen, die aus einem Zimmer – aber mit Kochmöglichkeit – bestand.

Im Jahr 1929 kam es zu einem weiteren, in mancher Hinsicht sogar tiefgreifenderen, Wendepunkt im Leben meiner Eltern. Mein Vater wurde zunehmend unzufrieden mit der Politik der Sozialdemokratie, und nachdem er Bekanntschaft mit einem kommunistisch gesinnten Matrosen der Traunseeschiffahrt gemacht hatte, trat er selbst zur Kommunistischen Partei Österreichs (KPÖ) über. Die KPÖ war eine kleine Partei, die der Hegemonie der Sozialdemokraten in der Arbeiterbewegung kaum etwas entgegenzusetzen hatte. Erst nachdem im Februar 1934 ein Aufstandsversuch des – sozialdemokratisch dominierten – Republikanischen Schutzbundes gegen das austrofaschistische Regime von Polizei, Militär und faschistischen Heimwehren blutig niedergeschlagen worden war, kam es zu einer relevanten Übertrittsbewegung von der SDAP zur KPÖ. Davon war aber 1929 noch nicht die Rede. Auch meine Mutter zog es vor, in den vertrauten sozialdemokratischen Organisationen zu bleiben. Erst als sie im Arbeiterturnverein wegen des „Verrats“ ihres Mannes gemobbt wurde, folgte sie diesem in die KPÖ nach.

Die Konsequenzen dieser politischen Umorientierung für das Leben meiner Eltern traten erst allmählich zutage. Die KPÖ war aktivistischer als andere linke Gruppen, und sie litt auch wesentlich stärker unter politischer Verfolgung.<sup>2</sup> Zu Anfang der 1930er-Jahre wurde mein Vater verantwortlicher Redakteur einer kommunistischen Lokalzeitung für das Salzkammergut, dem „Bezirksecho“. Dies bescherte ihm 1931 und 1932 kurze Haftstrafen wegen Verstößen gegen das „Pressgesetz“. In Gmunden organisierte er ein Arbeitslosenkomitee und einen „Hungermarsch“, an dem viele Arbeitslose teilnahmen. In voller Schärfe zeigte sich das Wechselspiel von politischer Unterdrückung und Widerstandswillen erst in der Zeit der austrofaschistischen Diktatur (1933-1938) und der anschließenden nationalsozialistischen Herrschaft (1938-1945). Kommunisten wurden in beiden totalitären Systemen besonders hart verfolgt, und umgekehrt waren sie wesentlich aktiver im antifaschistischen Widerstand als andere oppositionelle Gruppen. Die KPÖ wurde schon im Mai 1933 verboten und sie baute daraufhin eine illegale Druckerei in einer Almhütte am Toten Gebirge auf. Mein Vater wurde von 1933 bis 1936 in jedem Jahr einmal verhaftet und zu immer längeren Haftstrafen verurteilt, 1936 sogar zu einem Jahr „schwerem Kerker“. Sein Verbrechen bestand in der Verbreitung von Zeitungen und Flugschriften einer verbotenen Partei. Damit habe er „zur Verachtung und zum Hasse wider die Regierungsform und Staatsverwaltung aufzureizen“ versucht, wie es in einer der Anklageschriften hieß, und damit zugleich das „Verbrechen der Störung der Öffentlichen Ruhe“ begangen. Allerdings wurde er schon nach sechs Monaten bedingt entlassen, mit der Auflage, „sich jeder Betätigung für eine verbotenen politische Partei zu enthalten“ und sich auch nicht „dem Trunke, Spiel, und Müßiggang“ zu ergeben.

Gerade längere Haftzeiten stellten nicht nur für meinen Vater selbst schwere Belastungen dar, sondern auch – und vielleicht noch mehr – für seine Familie, die dann nahezu ohne Einkommen leben musste. Mitte der 1930er-Jahre konnte er bei Vollbeschäftigung bis zu 160,- Schilling im Monat verdienen. Wenn er in Haft war, entfiel nicht nur der Lohn, sondern auch das Arbeitslosengeld, das bei Haftantritt sofort gestrichen wurde. Die einzige Einkommensquelle meiner Mutter kam dann aus der Armenversorgung, die ihr monatlich 15,- bis 20,- Schilling auszahlte, also weniger oder knapp mehr als ein Zehntel des Lohns meines Vaters.

Die Okkupation Österreichs durch Nazideutschland im März 1938 bedeutete für meine Eltern einen tiefen Einschnitt mit ganz unterschiedlichen

---

<sup>2</sup> Wichtige Ergänzungen zu meinen eigenen Erinnerungen und Unterlagen erhielt ich von zwei lokalgeschichtlichen Publikationen: Höllwerth, Holger und Eckhard. 2012. *Gmunden 1918 bis 1945. Eine Stadt in schwierigen Zeiten*. Eine Publikation des Musealvereins Gmunden. Gmunden: Selbstverlag, insbes. S. 125, 131, 196-197; sowie Breitkopf, Gabrielle. 2008. „*Der Widerstand im Einzelnen*.“ In: Holger Höllwerth (Hg.), *Gmunden 1938. Entwicklungen – Ereignisse – Auswirkungen*. Eine Dokumentation des Personenkreises zur Erforschung der jüngeren Geschichte Gmunden, S. 63-71, hier 64 f.

Folgen. Zunächst schien alles in vertrauten Bahnen zu laufen: Unmittelbar nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten kam mein Vater für acht Wochen in Haft, weil er bis zum Einmarsch der deutschen Truppen gegen den „Anschluss“ Österreichs agitiert hatte. Dann nahm das Schicksal eine unerwartete Wende. Nachdem er sich schriftlich verpflichtet hatte, nie wieder politisch aktiv zu werden, wurde er nicht nur freigelassen, sondern erhielt auch das Angebot, wieder im – nunmehr staatlichen – Telegraphendienst zu arbeiten. Die gesamte Zeit seines politischen Lebens hatte er gegen alle Spielarten des Faschismus gekämpft, und nun erlangte er ausgerechnet im „Dritten Reich“, als 33-Jähriger, zum ersten Mal in seinem Leben eine unbefristete Anstellung. Ein Jahr später, im Juli 1939, ergab sich für meine Eltern zudem die Möglichkeit, im Haus eines Freundes in Gschwandt, dem Geburtsort meines Vaters, eine Zwei-Zimmer-Wohnung zu mieten – in der ich knapp zehn Jahre später zur Welt kommen sollte. Das private Leben meiner Eltern hatte sich erstmals „normalisiert“, wenn auch, wie sich zeigen sollte, nur für kurze Zeit.

Auch unter der NS-Herrschaft waren kommunistische Netzwerke bestehen geblieben. Meine Eltern und ihre Genossen agierten vorsichtiger als in der „Systemzeit“, wie die Nazis die Ära des Austrofaschismus nannten, aber sie versuchten doch, auch in der nun verschärften Illegalität Formen des Widerstands zu entwickeln. Zu einer der wichtigsten gehörte die „Rote Hilfe“. Organisationen dieses Namens waren in den 1920er-Jahren von den meisten kommunistischen Parteien gegründet worden, auch von der KPÖ. Ihre Aufgabe bestand vor allem darin, Geld für politisch Verfolgte oder deren Angehörige zu sammeln. Im Salzkammergut betraf dies Familien von Genossen, die in Gestapo-Gefängnissen oder Konzentrationslagern inhaftiert waren, aber auch einzelne Widerständler, die einer drohenden Verhaftung zuvorkamen und sich versteckt hielten, oder andere, denen es gelungen war, aus einem der zahlreichen „Außenlager“ der großen in der Nähe liegenden KZs Dachau und Mauthausen zu flüchten. Zunehmende Bedeutung gewannen diese Aktivitäten ab dem Herbst 1943, als sich am Toten Gebirge eine „Partisanengruppe“ von 20 bis 30 Männern gebildet hatte, die mit Lebensmitteln, Kleidung und Waffen versorgt werden musste. Die Schwierigkeit bestand nicht nur darin, möglichst viele Menschen, von denen man wusste oder zumindest vermutete, dass sie dem NS-Regime feindlich gegenüberstanden, um Geld zu bitten, sondern auch darin, die gesammelten Gelder zusammenzuführen und über Ketten von vertrauenswürdigen Genossinnen und Genossen in das Innere Salzkammergut hin zu denen zu bringen, die sie brauchten.

Da viele Männer zur Deutschen Wehrmacht eingezogen worden waren, wurden diese Aktivitäten immer mehr zur Aufgabe von Frauen. Nachdem mein Vater im März 1943 den Einberufungsbefehl erhalten hatte, traf dies auch für meine Mutter zu. Sie sammelte nicht nur selbst, sondern übernahm auch Gelder von einigen weiteren ihrer Genossinnen, und brachte sie mit



dem Fahrrad 20 Kilometer weiter zu einer vertrauenswürdigen Adresse in Ebensee, einer kleinen Industriestadt mit starker Arbeitertradition, von wo es nicht mehr weit zum Toten Gebirge war. In diese verästelte Struktur des Widerstands waren viele Menschen involviert, von denen, aufgrund des hohen Verfolgungsdrucks, nicht alle bereit oder fähig waren, sich an strikte Regeln der Konspiration zu halten. Meine Mutter wurde am 3. Oktober 1944 von der Gestapo verhaftet und in das provisorische Frauengefängnis „Kaplanhof“ in Linz verbracht, das wegen Überfüllung des eigentlichen Gefängnisses als Barackenlager errichtet worden war. Zu Verhören führte man sie auch in das nicht weit entfernte Konzentrationslager Mauthausen. Sie wurde vielfach heftig verprügelt und mit der Drohung, ihren Sohn ins KZ zu stecken, auch psychisch unter enormen Druck gesetzt. Zeit ihres Lebens war sie stolz drauf, „stur“ bei der Behauptung geblieben zu sein, weder Geld für die Rote Hilfe erhalten noch weitergeleitet zu haben.

Eine noch größere Katastrophe ereilte meine Mutter ein halbes Jahr nach ihrer Verhaftung. Die Linzer Stahlwerke, ein Zentrum der Rüstungsproduktion, waren ein bevorzugtes Ziel amerikanischer Bombenangriffe. Am 31. März 1945 wurde irrtümlich auch das Frauengefängnis getroffen und die Holzbaracken gerieten in Brand. Frauen, die versuchten, aus den brennenden Gebäuden zu flüchten, wurden von Wachmannschaften der SS beschossen. In diesem Horror erlitt meine Mutter schwerste Verbrennungen und Schussverletzungen. Erst Stunden danach wurde sie in ein – ebenfalls von der SS bewachtes – Lazarett gebracht und mehrere Wochen lang nur notdürftig behandelt. Erst nachdem Linz am 5. Mai durch US-Truppen befreit worden war, erhielt sie von amerikanischen Ärzten ernsthafte medizinische Behandlung. Ihnen gelang es, mit komplizierten Hauttransplantationen das am schwersten verbrannte Bein meiner Mutter vor der Amputation zu retten. Noch drei weitere Monate war sie zu schwach, um Bett und Spital verlassen zu können.

Zugleich nahm ihr Schicksal aber eine glückliche Wende: Mein Bruder Bruno hatte durch Zufall erfahren, dass sie am Leben sei und in einem Spital in der Nähe von Linz behandelt würde, und er konnte sie Mitte Mai erstmals besuchen. Bis dahin hatte weder er von seiner Mutter noch sie von ihm irgendein Lebenszeichen erhalten. Ein weiterer glücklicher Zufall führte dazu, dass in dem Haus in Gschwandt, in dem meine Familie lebte, ein tschechischer Arzt als „displaced person“ untergebracht worden war. So konnte Bruno am 18. August 1945 unsere noch kaum gehfähige Mutter nach Hause bringen, wo sie von diesem Arzt weiter betreut und langsam gesund wurde. Und wiederum acht Monate später, Anfang April 1946, kam auch mein Vater aus der französischen Kriegsgefangenschaft zurück. Die Folgen ihrer Verletzungen begleiteten meine Mutter allerdings ihr Leben lang. Sie konnten nur dicke und blickdichte Strümpfe tragen, um ihr verbranntes Bein zu schützen und zu verbergen. Und bis zu ihrem Tod 1992 vermied sie Kleider mit kurzen

Ärmeln, da diese die riesigen Narben sichtbar gemacht hätte, die von ihren Schussverletzungen stammten.

Meine Eltern haben ihre traumatischen Erfahrungen mir gegenüber nie von selbst angesprochen. Wie viele andere überlebende Opfer des NS-Terrors gingen auch sie einen „Pakt des Schweigens“ mit ihrem sozialen Umfeld ein, der aus dem Bedürfnis entstand, die schrecklichen Erlebnisse zu vergessen, ... die unfassbar und damit unerzählbar“ waren.<sup>3</sup> Meine Mutter war ab 1946 ehrenamtliche Funktionärin im „Bundesverband der österreichischen KZler, Häftlinge und politisch Verfolgten“ und unsere gesamte Familie war eingebunden in eine ritualisierte Gedenkkultur, deren jährlicher Höhepunkt an jedem ersten Sonntag im Mai die Teilnahme an der internationalen Befreiungsfeier im KZ Mauthausen bildete. Aber dies waren in erster Linie politische Manifestationen gegen Faschismus und Krieg, bei denen die subjektiven Leiden der Opfer bestenfalls am Rande vorkamen. Auch ich habe dieses „Schweigen der Opfer“ in der Familie nicht aufgebrochen. Viel zu spät, viel zu wenig, und sicherlich auch viel zu wenig einfühlsam habe ich versucht, mit meinen Eltern, und insbesondere mit meiner Mutter, über ihre Erlebnisse zu sprechen. Als Historiker habe ich mich zwar immer bemüht, mit dem aktuellen Stand der NS- und Holocaust-Forschung vertraut zu sein und ihn in Lehrveranstaltungen einzubringen. Meine eigenen Forschungsinteressen gingen aber in ganz andere Richtungen. Vielleicht habe ich auch – unbewusst – gespürt, dass ich dem Thema Widerstand und Verfolgung zu nahestand, um es unbefangen und mit der nötigen Distanz behandeln zu können.

Der „Pakt des Schweigens“ in der Familie wurde schließlich von außen durchbrochen. Zu Anfang der 1980er-Jahre begann eine Gruppe feministischer Historikerinnen, von denen einige der KPÖ nahestanden, nach Spuren des „weiblichen Widerstands“ zu suchen. Sie führten zahlreiche zum Teil sehr intensive Erinnerungsinterviews, so auch mit meiner Mutter. Auch eine Dissertantin der Universität Salzburg, Elisabeth Reichart, die später eine bedeutende Schriftstellerin werden sollte, sprach 1982 lange und ausführlich mit ihr. Diese Gespräche mit jungen Frauen bildeten für meine Mutter ganz offensichtlich eine große psychische Entlastung. Sie öffnete sich auf eine Weise gegenüber den traumatischen Ereignissen ihrer Lebensgeschichte, die mir bis dahin nicht vertraut war. Dass Gesprächsprotokolle mit ihr dann auch noch veröffentlicht wurden, bereitete ihr große Freude.<sup>4</sup> Zur Mitte der

---

<sup>3</sup> Wilhelm, Inka und Zank, Susanne. 2019. „Altern im historischen Kontext Deutschlands“. In: Hank, Karsten et al. *Altersforschung. Handbuch für Wissenschaft und Praxis*. Baden-Baden: Nomos, 445-458, hier 449, mit Verweis auf Bar-On, Dan et al. 1998. „Multigenerational Perspectives on Coping with the Holocaust Experience“. In *International Journal of Behavioral Development* 22 (2), 315-338.

<sup>4</sup> Protokolle von Gesprächen mit meiner Mutter enthält der Band *Der Himmel ist blau. Kann sein*. 1985. Hg. von Karin Berger, Elisabeth Holzinger, Lotte Podgornik, und Lisbeth N. Trallori. Wien: promedia Verlag. Ende der 1980er-Jahre führte auch ein ehemaliger kommunistischer

1980er-Jahre, rund um ihren 75. Geburtstag und 40 Jahre nach der Befreiung aus dem Gestapo-Gefängnis, war sie zu einer Heldin des Widerstands geworden.

Zur Mitte der 1980er-Jahre bahnte sich in Österreich aber auch eine gesamtgesellschaftliche Wende der Erinnerungskultur an den Nationalsozialismus an. Vor allem 1988, im „Gedenkjahr“ zum „Anschluss“ Österreichs an das Dritte Reich 50 Jahre vorher, erschienen zahlreiche Lokalgeschichten, die nun auch Verfolgung und Widerstand thematisierten. In offiziellen Publikationen der Stadt Gmunden, und später auch der Gemeinde Gschwandt, wurde nun erstmals der kommunistische Widerstand positiv bewertet, und dabei wurden auch die Aktivitäten und das Leiden meiner Eltern explizit hervorgehoben. Meiner Mutter bereitete dies eine tiefe Genugtuung. Für meinen Vater, der 1975 verstorben war, kam es zu spät.

Nicht nur meine Mutter hatte schwer unter dem Nazi-Terror zu leiden, sondern auch mein Bruder Bruno. Als seine Mutter verhaftet wurde – und sein Vater im Norden Frankreichs an der „Westfront“ stand – war er noch keine 15 Jahre alt. Er war allein und völlig im Ungewissen, wie es seinen Eltern ging, und ob er sie jemals wieder lebend sehen würde. Er hatte als Lehrling in Gmunden bei einem Kaufmann zu arbeiten begonnen, der ein harter Nazi war und keine Gelegenheit versäumte, um den „Kommunistenbuben“ zu quälen. Anfang 1945 wurde Bruno zum „Reichsarbeitsdienst“ für den Bau der „Alpenfestung“ eingezogen und damit selbst ein Teil der Kriegsmaschinerie des „Dritten Reichs“, bis er Anfang Mai von amerikanischen Truppen gefangen genommen, kurz interniert, und dann nach Hause geschickt wurde – immer noch völlig im Unklaren über das Schicksal seiner Eltern. Auch mein Bruder hat nur wenig und nicht gerne über diese Erfahrungen gesprochen, aber ganz am Ende seines Lebens haben sie ihn eingeholt. In den Monaten vor seinem Tod im Februar 2021, im 92. Lebensjahr, schwer krank und bettlägerig, hörte er jede Nacht vor seinem Haus in Gschwandt lautes Geschrei, Beschimpfungen, und die Drohung, ihn, den „Kommunistenbuben“, aus dem Haus zu zeren und mit ihm „abzurechnen“. Meinen vorsichtigen Einwand, dass es sich dabei um Halluzinationen handeln könne, wies er brüsk zurück. Für ihn war das Realität.

---

Funktionär, Peter Kammerstätter, narrative Interviews mit oberösterreichischen Widerstandskämpfern durch. Eines von „neun Lebensbildern aus dem Widerstand“ ist meiner Mutter gewidmet: Kammerstätter, Peter. 2006 (als Neuauflage des Textes von 1989). *Dem Galgen, dem Fallbeil, der Kugel entkommen*. Grünbach: Edition Geschichte der Heimat. Auch in einer aktuellen Monographie werden ihre traumatischen Erfahrungen im Frauenlager „Kaplanhof“ behandelt: Frei, Elia, Gugglberger, Martina und Wachter, Alexandra. 2021. *Widerstand und Zivilcourage. Frauen in Oberösterreich gegen das NS-Regime 1938-1945*. Linz: Oberösterreichisches Landesarchiv.

---

### 3. Kindheit und Jugend

---

Als ich im November 1948 zur Welt kam, hatte sich die Lebenswelt meiner Eltern stabilisiert. Die Zeiten des Krieges, der politischen Verfolgung und der Arbeitslosigkeit waren vorbei. Meine Mutter sagte mir oft, dass ihr meine Geburt als Symbol eines glücklichen Neubeginns erschienen sei. Mein Vater hatte wieder im Telegraphendienst zu arbeiten begonnen und war als „Manipulant“, also Handarbeiter, verbeamtet worden. Meine Mutter erhielt eine kleine „Opferrente“, die der österreichische Staat „Verfolgten des Naziregimes“ gewährte. Das Familieneinkommen war niedrig, aber erstmals im Leben meiner Eltern war es sicher. Sie schafften es sogar, in Gschwandt ein kleines Grundstück zu kaufen und darauf mit Hilfe einiger Freunde und Genossen ein Häuschen zu errichten. Mit 64 Quadratmetern Wohnfläche war es nicht allzu groß, und die Mauern bestanden aus Teilen einer abgerissenen Baracke, die sie billig gekauft hatten. Aber es war ihr Eigentum. In diesem Häuschen wohnten wir ab meinem 7. Lebensjahr, hier verbrachte ich den Teil meiner Kindheit und Jugend, an den ich mich erinnere.

Zur Mitte der 1950er-Jahre waren Einfamilienhäuser von Arbeitern in diesem Dorf noch eine Seltenheit. Aber auch die Grundstücke links und rechts von uns waren bebaut worden, von der Familie eines Briefträgers auf der einen Seite, und der eines „Wegmachers“ auf der anderen.<sup>5</sup> Auf grüner Wiese, rund einen halben Kilometer vom Dorfzentrum entfernt, war der Kern einer Siedlung entstanden, die sich in den folgenden Jahrzehnten kontinuierlich ausdehnen sollte. Als wir und unsere Nachbarn dort einzogen, gab es noch keinerlei Infrastruktur. Trinkwasser holte man von einem etwa 100 Meter entfernten Brunnen, für sonstige Bedürfnisse wurde Regenwasser gesammelt. Elektrischen Strom gab es nicht, zur Beleuchtung dienten Petroleumlampen. Ein schmaler Feldweg verband die Drei-Häuser-Siedlung mit der nahen Dorfstraße, die selbstverständlich eine Schotterstraße war. Erst im Lauf der 1960er- und 1970er-Jahre begann sich dies zu ändern: Strom- und Wasserleitungen wurden verlegt, der Feldweg wurde asphaltiert, und schließlich gab es sogar den Anschluss an eine Kanalisation.

Alle, die dort wohnten, hatten ein knappes Einkommen, und alle nützten zwei Ressourcen, um ihr karges Leben aufzubessern: erstens den eigenen Garten, und zweitens das Eingehen einer Patron-Klient-Beziehung zu einem der umliegenden Bauern. In unserem Garten, für den meine Mutter zuständig war, wurde Gemüse und Obst geerntet und auch für den Winter haltbar gemacht; mein Vater züchtete Kaninchen und sorgte damit für den Fleischbedarf. Da mein Vater Distanz zu seinem Elternhaus hielt, war „unser Bauer“

---

<sup>5</sup> Ein Wegmacher war für die Instandhaltung der durch das Dorf führenden Schotterstraße zuständig. Er ging mit einer Schubkarre voll Sand und Schotter kontinuierlich die ihm zugewiesenen Kilometer ab, um Schlaglöcher und Wasserschäden zu beseitigen.

ein gewisser „Hiasl im Moos“, bei dem Milch, Brot, Eier, und das landestypische alkoholische Getränk – Most aus ebenso sauren wie saftigen „Mostbirnen“ – gekauft wurden. Dazu mieteten wir eine Ackerzeile, auf der Kartoffeln gepflanzt werden konnten und auch Kraut, das zu Sauerkraut verarbeitet wurde. Mein Vater erhielt zusätzlich die Erlaubnis, das Gras der Feldraine zu mähen und zu trocknen, um im Winter Heu für die Kaninchen zu haben. Als Gegenleistung konnte der Bauer auf die Arbeitskraft meiner Eltern zurückgreifen, wann immer er sie brauchte. Zu meinen täglichen Aufgaben gehörte es, mit der Milchkanne vom Bauern frische Milch zu holen, und auf den umliegenden Wiesen Gras für die Kaninchen zu pflücken. Zusätzliche Lebensmittel kauften meine Eltern nicht im Dorf, sondern in der Stadt Gmunden bei einer Filiale der „Konsumgenossenschaft“, deren Mitglied sie selbstverständlich waren. Kleidung wurde ebenfalls in Gmunden gekauft, aber niemals in einem Kleidergeschäft, sondern stets beim Altwarenhändler. Alle Ausgaben wurden von meiner Mutter peinlich genau in ein Haushaltsbuch eingetragen. Am Ende jeden Monats wurde Bilanz gezogen und überlegt, wo weitere Einsparungen möglich wären. Dies war ein Modell des Haushaltens, auf das ich später in meinen Forschungen zur Geschichte der Arbeiterfamilie in Europa und Nordamerika immer wieder stieß, und das als Kennzeichen der „respektablen Arbeiterfamilie“ galt. Eine ganze Reihe dieser Haushaltsbücher liegen in meinem Arbeitszimmer und warten seit Jahrzehnten darauf, ausgewertet zu werden.

Wir waren arm, aber wir litten keine Not, und unsere Armut unterschied sich nicht von der unserer Nachbarn. Die umliegenden Bauern waren wohlhabend in Bezug auf ihren Grundbesitz, aber auch ihr Lebensstil unterschied sich nicht von dem unseren, eher war er noch kärglicher. Wenn heute Armut als materielle Deprivation verstanden wird, dann ist in der Regel damit gemeint, dass einzelne Personen oder ganze Familien von der Entwicklung der Konsumgesellschaft abgekoppelt wurden. In meiner dörflichen Kindheit der 1950er-Jahre war die Konsumgesellschaft noch gar nicht angekommen.

In unserem Alltag führten wir das ganz normale Leben einer Arbeiterfamilie auf dem Dorf. Zugleich gab es aber essenzielle Unterschiede, die für meine Entwicklung von großer Bedeutung waren. Meiner Mutter machte zwar in der Praxis all das, was andere Hausfrauen rund um sie auch machten, aber zugleich fühlte sie sich nie ganz zugehörig. Sie verstand sich als Städterin, die eine Bürgerschule besucht hatte, aber vom Schicksal in das Heimatdorf ihres Mannes verschlagen worden war. In ihr Anderssein bezog sie mich in der Weise ein, dass sie mit mir nur Hochdeutsch sprach. Natürlich war und bin ich auch im Dialekt zuhause, aber als ich mit sieben Jahren in die Volksschule eintrat, war ich einer der ganz wenigen Schüler, die sich auch auf Hochdeutsch ausdrücken konnten. Dank meiner Mutter bin ich quasi zweisprachig aufgewachsen. Der zweite Unterschied ergab sich aus der Einbindung meiner Eltern in die Welt des Kommunismus und ihrer Affinität zu den

Traditionen der Arbeiterbildung. So sparsam sie in allen Bereichen des Lebens sein mussten und waren, so großzügig waren sie in Bezug auf Literatur. Allein schon ihre Zugehörigkeit zur Kommunistischen Partei sorgte für einen ständigen Zufluss an Lesestoff: die kommunistische Tageszeitung „Neue Zeit“, die theoretische Monatsschrift „Weg und Ziel“, die Frauenzeitschrift „Stimme der Frau“, und die kommunistische Kinderzeitschrift „Unsere Zeitung – UZ“, mit der ich lesen lernte, schon bevor ich in die Schule eintrat. Dazu kam ein Hauch der großen weiten Welt: Selbstverständlich hatten wir „Sowjetunion heute“ abonniert, und bis zum großen Schisma um 1960 auch „China im Bild“. Auch für Belletristik war gesorgt. Der kommunistische Parteiverlag „Globus“ betrieb eine Buchgemeinschaft, bei der man jeden Monat ein Buch zu sehr günstigen Preisen aus einem breiten Angebot auswählen konnte. Dazu gehörte Literatur aus der DDR und den anderen „Volksdemokratien“, und natürlich aus der Sowjetunion, weit über die russischsprachige Literatur hinaus. Und da sich die KPÖ – durchaus zu Recht – als einen der Wegbereiter des Konzepts einer „österreichischen Nation“ ansah, sorgte der Globus-Verlag auch für viele Neuauflagen der klassischen österreichischen Literatur des 19. Jahrhunderts. In diesem Universum aus gedrucktem Papier entstand schon im Volksschulalter meine Liebe zum Lesen.

In die Volksschule meines Heimatdorfs trat ich im September 1955 ein, zwei Monate vor meinem siebten Geburtstag. Die Schule machte mir keine Schwierigkeiten, ich fühlte mich wohl und hatte sehr verständnisvolle Lehrer. Da meine Eltern schon 1929 aus der katholischen Kirche ausgetreten waren, meldeten sie mich vom Religionsunterricht ab. Die entsprechende Stunde verbrachte ich im Naturalienkabinett der Schule, gemeinsam mit einem evangelischen Mitschüler. Er kam aus einem weitab gelegenen Bauernhaus, das offensichtlich von der Gegenreformation übersehen worden war. Wir unterhielten uns in dieser Freistunde mit einem ausgestopften Schnabeltier – Gott weiß, auf welchem verschlungenen Weg es in der Volksschule Gschwandt gelandet war. Da ich ein guter Schüler war, empfahl der Direktor der Schule – zugleich mein Klassenlehrer der vierten Klasse – meinen Eltern, mich in das Gymnasium der nahen Stadt Gmunden zu schicken. Nach einigem Zögern stimmten meine Eltern zu, während ich mich sträubte. Den Begriff „Gymnasium“ hatte ich bis dahin noch nie gehört, er war mir unheimlich, und ich fürchtete, den Kontakt zu meinen Mitschülern zu verlieren, die in der Volksschule verblieben oder die Hauptschule besuchten. Aber da ich ein braves Kind war, fügte ich mich. Zu dieser Zeit musste man vor der Aufnahme ins Gymnasium noch eine Aufnahmeprüfung ablegen. Der Schuldirektor bot an, mich bei der Vorbereitung zu unterstützen, und schlug vor, dass ich ihm als Gegenleistung beim Anlegen eines kleinen Zierteichs im Schulgarten helfen sollte, was ich sehr gerne tat.

Die Aufnahmeprüfung war kein Problem, und so war ich ab September 1959 Gymnasiast. Die soziale Zusammensetzung meiner Klasse war natürlich

ganz anders als in der Volksschule, Kinder aus „einfachen Verhältnissen“ bildeten eine sehr kleine Minderheit. Trotzdem fand ich mich gut zurecht, auch weil ich keine Mühe mit den Unterrichtsstoffen hatte. Wenn ich meine Jahreszeugnisse durchblättere, sehe ich, dass ich die ersten beiden Klassen immer mit „sehr gut“ als Gesamtbewertung abschloss. Erst ab dann wurde meine Benotungen variantenreicher, wofür ich zwei Gründe sehe. Zum Ersten musste ich die vierte Klasse wiederholen, weil ich im Schuljahr 1962/63 wegen einer schweren Erkrankung, einer multiplen septischen Gelenkentzündung, mehr Zeit in Spitälern verbrachte als in der Schule. Der Wechsel der Klasse bescherte mir eine Verlufterfahrung. Das Zugehörigkeitsgefühl und die enge emotionale Bindung an meine alte Klasse konnte ich in meiner neuen nur bedingt wieder herstellen. Bei geselligen Anlässen suchte ich bis zur Matura eher die Nähe der alten Klassenkameraden als die der neuen.

Der zweite Grund, warum nun auch öfter ein „befriedigend“ oder „genügend“ in meinen Zeugnissen auftauchte, lag sicherlich daran, dass mit der Pubertät meine Interessen vielfältiger wurden und sich weit über die Schule hinaus ausdehnten. Dazu gehörten Geselligkeiten der verschiedensten Art, die britische Popmusik der „Roaring Sixties“, die Filme von Jacques Tati, die Sketches von Karl Valentin (der gerade eine kleine Renaissance erlebte), die deutsche Satirezeitschrift „pardon“, die ich besonders liebte, und vieles andere mehr. Eine große Rolle spielte die nun erwachende Lust am Reisen. Meinen Eltern, wie auch allen anderen Arbeiterfamilien auf dem Land, war die Idee, freiwillig auf Reisen zu gehen, weitgehend fremd, mit Ausnahme gelegentlicher, kurzer Besuche bei Verwandten oder Freunden. Zugleich verfügten sie aber, im Unterschied zu den anderen Familien unserer Nachbarschaft, über ihre kommunistischen Netzwerke über viele Zugänge zu fremden Welten, die vor allem mir von großem Nutzen waren. Die „Internationale Föderation der Widerstandskämpfer“ (FIR), der sie angehörten, organisierte immer wieder Sommeraufenthalte für Kinder ihrer Mitglieder. Im Sommer 1962 verbrachte ich mit einer österreichischen Gruppe mehrere Wochen im – erst vor kurzem eröffneten – internationalen Pionierlager Artek auf der Krim, einem der Prestigeprojekte Nikita Chruschtschows, nicht weit von Jalta. Es war ein umwerfendes Erlebnis, hier mit Kindern aus aller Welt, und aus allen Teilen der Sowjetunion, zusammen zu sein. Außerdem war die Anreise, per Bahn und Flugzeug, mit kürzeren Aufenthalten in Lwiw (Lemberg), Kiew und Moskau verbunden – ein spektakuläres Erlebnis für einen knapp 14jährigen Dorfbewohner aus der oberösterreichischen Provinz. Ich bin überzeugt, dass mich solche Erfahrungen mit dem freundlichen Gesicht des Kommunismus für mein ganzes Leben gegen alle Formen des Rassismus immunisiert haben.

Meine Eltern vermittelten mir aber auch andere – weniger spektakuläre, dafür aber nachhaltigere – Kontakte. Ein ungarischer Brieffreund besuchte mich mehrmals in Gschwandt und lud mich umgekehrt nach Budapest und

in das Ferienhaus seiner Eltern am Plattensee ein. Häufig war ich in Wien bei Familien befreundeter Genossen zu Gast, die gleichaltrige Söhne hatten. Schon einige Jahre bevor ich 1968 zum Studium nach Wien kam, hatte ich hier Freundschaften geschlossen und war mit der Stadt vertraut geworden. In meinen letzten Schuljahren war ich aber auch zunehmend außerhalb dieser Netzwerke mobil. Damals war gerade das Autostoppen modern geworden, als billigste Form weiter Reisen, lange bevor Interrail erfunden wurde. Mit einem Freund, Kurt Herlt, war ich einmal quer durch England und Schottland unterwegs, und zweimal quer durch die Türkei, von Istanbul bis Dogubeyazit an die iranische Grenze, von Trabzon am Schwarzen Meer bis nach Iskenderun am Mittelmeer an der Grenze zu Syrien. Sowohl die Ukraine wie auch die türkisch-syrische Grenzregion habe ich nur mehr in diffuser, aber doch in sehr angenehmer Erinnerung. Wenn ich heute sehe, mit welcher Brutalität die russische Armee und Söldnergruppen das Leben in der Ukraine und im Nordwesten Syriens zu zerstören versuchen, erfüllen mich Wut und Trauer.

In meinen letzten Jahren am Gymnasium wurde ich auch zunehmend politisch aktiv, nicht mehr (nur) im Schlepptau meiner Eltern, sondern auch aus eigenem Antrieb. Ich war der KPÖ und der Freien Österreichischen Jugend (FÖJ) beigetreten, der kommunistischen Jugendorganisation. In Gmunden hatte sich ein kleiner Diskussionszirkel junger Kommunisten gebildet, in dem ich mich aufgehoben fühlte. Zu ihm gehörten ein Student, ein Finanzbeamter, der eine oder andere meiner Schulfreunde. In der KPÖ herrschte zur Mitte der 1960er-Jahre ein relativ offenes, liberales Klima vor. Noch in den späten 1950er-Jahren war die von Chruschtschow angestoßene „Entstalinisierung“ eher als lästige Pflicht angesehen worden, und die Rede von „Personenkult“ und „Fehlern“ verdrängte die Wahrnehmung der stalinistischen Verbrechen. Auch aus unserem Wohnzimmer war das Stalin-Porträt – ein billiger Farbdruck, der ihn in der vollen Montur des Generalissimus zeigte – verschwunden, ohne dass viel darüber geredet worden wäre. Mein Vater hatte Stalin verehrt, weil er ihn als Befreier von der Naziherrschaft ansah, und mehr noch, weil er überzeugt war, dass Stalin „ein ganz einfacher Mensch“ bäuerlicher Herkunft gewesen sei – genauso wie er selbst. Für mich war Stalin in meiner Jugend kein Thema. Meine kommunistischen Freunde und ich begeisterten uns für die Heroen der Oktoberrevolution, vor allem für Lenin und Trotzki, aber nicht für ihre – in unseren Augen blassen – Nachfolger.

Nun aber versuchte eine Gruppe von Reformern in der KPÖ um Ernst Fischer und Franz Marek, die in Verbindung mit „eurokommunistischen“ Strömungen in anderen westeuropäischen Ländern standen, aber auch mit Reformern in der Tschechoslowakei, eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem stalinistischen Erbe der Partei. Mir war damals in keiner Weise bewusst, dass dies zu einem radikalen Bruch mit den totalitären Traditionen des Kommunismus hätte führen können, aber zweifellos erleichterte es mir das



Auftreten als Kommunist. Je näher das Jahr 1968 heranrückte, desto mehr stieß ich auch auf das Interesse meiner Mitschüler. Für das Monatsmagazin der FÖJ, „Jugend 66 (67, 68 etc.)“ warb ich an meiner Schule Dutzende von Abonnenten. Als 1968 die ersten Bilder vom „Pariser Mai“ in den TV-Nachrichten erschienen, stand für mich fest, dass ich zum Studium nach Wien gehen wollte, um dort an der beginnenden Studentenbewegung teilzuhaben, an aufregenden Demonstrationen und Teach-ins. Als ich dann im Herbst 1968 tatsächlich mit dem Studium begann, führte mich einer meiner ersten Wege in das Lokal der Verbandes Demokratischer Studenten (VDS), des Studentenverbandes der KPÖ, wo ich auch schon auf einige Bekannte traf.

Der VDS existierte allerdings nurmehr kurze Zeit, vor allem, weil er eng mit den Reformkräften in der KPÖ verbunden war. Ich erinnere mich an den 1. Mai-Aufmarsch der Partei 1969, auf dem der Block des VDS lautstark gegen den Einmarsch der Warschauer Pakt-Staaten in die Tschechoslowakei im August des Vorjahres protestierte. Unser Sprechchor lautete: „Husák / Russak / für den Sieg / der Jännerpolitik“. Gustáv Husák war wenige Tage vorher auf Druck der Sowjetunion Vorsitzender der tschechischen KP geworden. Die ihm übertragene Aufgabe bestand darin, die letzten Reste der „Jännerpolitik“, also der Anfang 1968 begonnenen demokratischen Reformen, rückgängig zu machen. Auch in der KPÖ eskalierte 1969 der innerparteiliche Machtkampf, der 1970 mit dem völligen Sieg der Reformgegner endete. Die „unverbrüchliche Verbundenheit“ mit der Sowjetunion und die „Ideologie des Marxismus-Leninismus“ wurden wieder zur alleinigen Richtschnur der Politik.<sup>6</sup> Viele Mitglieder des VDS verließen die KPÖ. Für andere, zu denen ich gehörte, war ein Bruch mit der Partei trotz aller Sympathie mit den Reformern undenkbar, und so fügten wir uns allmählich in die neue politische Linie ein.

Diese Haltung passte gut zur Radikalisierung und Ausdifferenzierung der Studentenbewegung in diesen Jahren. Der VDS gewann rasch eine große Zahl neuer Mitglieder, änderte aber schon bald darauf seinen Namen auf MLS, Marxistisch-Leninistischer Studentenbund – der aber wiederum nur wenig später in maoistisches Fahrwasser und damit in Gegensatz zur KPÖ geriet. Da ich dagegen opponierte, wurde ich 1972 wegen „Liquidatorentums“ ausgeschlossen. Meine geheime Absicht wäre es nämlich gewesen, die „Partei der

---

<sup>6</sup> Der Kampf gegen die Reformer in der KPÖ wurde von den „Bruderparteien“ des Ostblocks, insbesondere von der SED, massiv unterstützt. 1990 nützte ich einen Aufenthalt in Berlin zum Besuch des von der Partei des Demokratischen Sozialismus (PDS) geschaffenen Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung, das damals das Zentrale Parteiarchiv der SED verwaltete, bevor dieses vom Deutschen Bundesarchiv übernommen wurde. Die Quellen zu den „Internationalen Verbindungen“ des ZK der SED und insbesondere der Nachlass von Walter Ulbricht dokumentieren die intensiven Beziehungen zwischen KPÖ und SED. Sie zeigen, dass die KPÖ in den 1960er-Jahren einen durchaus realistischen und kritischen Blick auf die SED-Herrschaft zu entwickeln begann, und wie sehr der SED um 1970 daran gelegen war, diesen Emanzipationsprozess wieder rückgängig zu machen. 1994 habe ich zum „ambivalenten Verhältnis“ zwischen KPÖ und SED einen kleinen Aufsatz veröffentlicht.

Arbeiterklasse“ zu liquidieren. Damals erheiterte mich dieser Vorwurf, erst später wurde mir bewusst, dass dies ein zentraler Anklagepunkt in den stalinistischen Schauprozessen der 1930er-Jahre gewesen war, ein Verbrechen, das in der Regel mit dem Todesurteil geahndet wurde. Mit einer kleinen Gruppe von Gleichgesinnten machte ich mich nun an die Gründung eines neuen KPÖ-nahen Studentenvereins. Wir nannten ihn KSV, Kommunistischer Studentenverband. Auch der KSV erhielt schnell starken Zulauf, nicht zuletzt von „moskautreuen“ Studenten aus Afghanistan und dem Iran. Auch viele griechische Studierende kamen zum KSV, vor allem solche, die vor der Militärdiktatur geflüchtet waren. Seit dem 19. Jahrhundert hatten die Oberschichten des östlichen Mittelmeerraums und des Nahen Osten ihre Söhne (aus Griechenland auch ihre Töchter) gerne nach Wien zum Studium geschickt. Mit Hilfe ihres politisch radikalen Teils konnte sich der KSV als relevante Größe innerhalb der Studentenbewegung etablieren. Für mich waren diese ersten Jahre meines Studiums in Wien also in jeder Hinsicht turbulent verlaufen. Ruhiger wurde mein Leben erst ab der Zeit, in der ich mein Studium zumindest genauso wichtig, vielleicht sogar wichtiger zu nehmen begann als die Politik.

---

#### 4. Das Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte als sozialer Ort

---

Im Wintersemester 1968 hatte ich ein Lehramtsstudium der Germanistik und Geschichte an der Universität Wien begonnen mit dem Ziel, Lehrer (in Österreich: Professor) an einem Gymnasium zu werden. Meine Interessen lagen eindeutig auf der Germanistik, aber da für das Lehramt ein zweites Fach erforderlich war, nahm ich Geschichte dazu. Zur Germanistik kam ich, weil das Lesen mit Abstand die wichtigste kulturelle Praxis meiner Jugend gewesen war. Zum Lehramt kam ich, weil andere akademische Berufe schlicht und einfach außerhalb meiner damaligen Vorstellungswelt lagen. Der einzige Akademiker neben den Professoren meines Gymnasiums, dem ich bis dahin persönlich begegnet war, war unser Hausarzt. Von der Wiener Germanistik, die damals ganz überwiegend von hermeneutischer Textinterpretation geprägt war, war ich allerdings schnell enttäuscht. Umgekehrt wurde ich immer stärker von Geschichte angezogen. Ich hatte gerade Leo Trotzki's „Geschichte der russischen Revolution“ (1931) gelesen, die gerade – wenn ich mich richtig erinnere – in einem billigen Raubdruck neu aufgelegt worden war. Ich war fasziniert vor allem vom ersten Kapitel über „Die Eigenarten der Geschichte Russlands“, in dem Trotzki auf wenigen Seiten eine Art materialistischer Gesellschaftsgeschichte Russlands bis zum Ersten Weltkrieg skizziert und mit geschichtstheoretischen Reflexionen über die Abfolge und

Vermischung von Stadien in welthistorischen Prozessen verknüpft: das „Privileg der historischen Verspätung“, das „Gesetz der Ungleichmäßigkeit“ oder der Kombination bzw. des „Amalgams archaischer und neuzeitiger Formen“ in konkreten Gesellschaften. Wenn ich heute auf meine methodischen Zugänge zurückblicke, dann scheint mir, dass mein kontinuierliches Interesse an Mischungsverhältnissen von Altem und Neuem, von Tradition und Modernität, schon damals geweckt – und unbewusst mitgetragen – worden sein könnte.<sup>7</sup>

In ganz besonderem Maße fühlte ich mich von der Wirtschafts- und Sozialgeschichte angezogen, die meinem marxistischen Verständnis von der Bedeutung der Ökonomie und der sozialen Strukturen, Beziehungen, Konflikte, am meisten entgegenzukommen schien. Vom Wintersemester 1969 an besuchte ich regelmäßig Lehrveranstaltungen des gleichnamigen Instituts, vom WS 1970 an vor allem jene von Michael Mitterauer. Zwei seiner Seminare haben meine akademische Laufbahn ganz besonders beeinflusst: Ein erstes im SoSe 1971 zur Geschichte der Familie, in dem ich zum ersten Mal mit dieser Thematik und mit Mitterauers gerade beginnenden einschlägigen Forschungen bekannt wurde; und ein zweites im SoSe 1972 über „Soziale Konflikte in städtischen Gemeinden des Spätmittelalters“. In diesen beiden Seminaren war es überhaupt das erste Mal seit Beginn meines Studiums, dass ich mich sehr intensiv mit einem historischen Thema beschäftigte und dazu viele Wochen in der Nationalbibliothek und in Institutsbibliotheken verbrachte. Die sozialen Konflikte im Spätmittelalter zogen mich ganz besonders an, nicht zuletzt deshalb, weil die wichtigste Referenzliteratur von zwei weltanschaulich und politisch völlig gegensätzlichen Leipziger Historikern stammte, die in ihren Analysen der Konflikte aber doch überraschend viele Gemeinsamkeiten aufwiesen: Erich Maschke, von 1942 bis 1945 Professor an der Universität Leipzig und vielfältig aktiver, in das NS-Herrschaftssystem eingebundener Nationalsozialist, der nach Krieg und Gefangenschaft seine Karriere in Heidelberg fortsetzte; und Karl Czok, Kommunist, der ab 1951 in Leipzig studierte und später dort als Professor einer der prägenden Historiker einer marxistisch orientierten Stadt-, Landes- und Regionalgeschichte werden sollte. Czok sollte ich sehr viel später auch persönlich kennenlernen, dem von ihm gegründeten „Jahrbuch für Regionalgeschichte“ gehörte ich viele Jahre lang als Mitherausgeber an.

In Mitterauers Seminar schrieb ich eine sehr ausführliche Arbeit über „Bürgerkämpfe“ und „Zunftkämpfe“, deren erster Teil sich auf das spätmittelalterliche Wien konzentrierte und deren zweiter Teil allgemeine Schlussfolgerungen zog zu den sozialen Strukturen europäischer spätmittelalterlicher Städte und den Kämpfen ihrer einzelnen Gruppen um politische Macht. Mitterauer war von dieser Arbeit offensichtlich angetan. Er schlug vor, eine

---

<sup>7</sup> Zu ausführlichen Überlegungen über diese Thematik siehe die Einleitung zu meinem Buch *Soziale Traditionen in Zeiten des Wandels* (1994)

gekürzte Fassung in den im Vorjahr gegründeten „Beiträgen zur historischen Sozialkunde“ zu veröffentlichen, die dann tatsächlich im Heft vier des zweiten Jahrgangs (1972) der „Beiträge“ erschien. Dies war meine erste wissenschaftliche Veröffentlichung, und ich war mächtig stolz darauf, mich gedruckt zu sehen. Von nachhaltigerer Wirkung war freilich ein zweites Ergebnis dieses Seminars, nämlich, dass Mitterauer mich auch einlud, bei ihm zu einem familiengeschichtlichen Thema zu dissertieren. Diese Einladung nahm ich mit Begeisterung an, auch deshalb, weil sich um Mitterauers Projekte bereits eine kleine sehr anregende Gruppe von Dissertanten und Projektmitarbeitern gebildet hatte. Zu ihnen gehörten Jean-Paul Lehnert, der später in seine Heimat Luxemburg zurückkehrte, Peter Schmidtbauer, der später am Österreichischen Historischen Institut in Rom tätig war, und nicht zuletzt Reinhard Sieder, mit dem ich über die Jahre hinweg in vielen Aktivitäten eng verbunden blieb. Wie schon diese Aufzählung zeigt – und wie weiter unten auch die Namen der Assistenten zeigen werden – war das Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte zu Anfang der 1970er-Jahre ganz überwiegend männlich geprägt. Zum Kreis um Mitterauer gehörten durchaus einige Dissertantinnen, aber Zugang zu Assistentenstellen oder bezahlter Projektarbeit hatten nahezu ausschließlich Männer. Nur außerordentlich langsam und zögerlich begann sich dies in den folgenden Jahren in Richtung *gender equality* zu verändern. Ich hoffe, dass ich dazu einen kleinen Beitrag leisten konnte.

Das Doktoratsstudium war damals an der Universität Wien noch weitgehend unreglementiert und beruhte nur auf persönlichen Vereinbarungen zwischen Betreuer und Dissertanten, und natürlich dem Verfassen einer Dissertation. Es gab auch noch nicht den gegliederten Verlauf des „Bologna“-Systems, sodass das Doktorat ein normaler Abschluss eines mindestens achtsemestrigen Studiums sein konnte. Studierte man, wie ich, für das Lehramt an höheren Schulen, konnte man parallel dazu auch ein Doktorat erwerben. Ich blieb dem Lehramtsstudium durchaus treu und absolvierte alle notwendigen Kurse. Zugleich verschoben sich meine Prioritäten aber doch immer mehr hin zur Doktorarbeit und damit zur Forschung, sodass ich letztendlich auf die abschließende Lehramtsprüfung verzichtete und mich mit einigem Wagemut auf eine ungesicherte wissenschaftliche Laufbahn einließ.

Dass es so kam, hängt nicht nur mit der Person Michael Mitterauers zusammen, sondern auch mit der sehr besonderen Atmosphäre des Instituts für Wirtschafts- und Sozialgeschichte insgesamt. Das Institut war schon 1922 von Alphons Dopsch gegründet worden, bestand aber bis in die 1960er-Jahre nur aus einem Lehrstuhlinhaber und einem Assistenten beziehungs- und außergewöhnlicherweise auch schon einer Assistentin, und vielleicht dem einen oder anderen Mitarbeiter in Projekten. Von 1961 bis 1974 hatte Alfred Hoffmann, Landeshistoriker und vor seiner Berufung Direktor des oberösterreichischen Landesarchivs, die Professur am Institut für Wirtschafts- und

Sozialgeschichte inne. Dazu kam mit Michael Mitterauer ein Assistent. Mitterauer hatte 1960 „sub auspiciis preaesidentis“<sup>8</sup> promoviert und damit – nach damaliger Rechtslage – den Anspruch auf eine Assistentenstelle erworben, die Professor Hoffman zugeordnet wurde. In der Einleitung zu seinem letzten großen Buch „Warum Europa?“ (2003) bedankte sich Mitterauer bei seinem „Lehrer und späteren Chef (...) Die Liberalität und Großzügigkeit Alfred Hoffmanns hat es mir auch ermöglicht, in meiner wissenschaftlichen Arbeit eigenständige Wege zu gehen...“<sup>9</sup> Diesen Geist der Liberalität und Großzügigkeit hat auch Mitterauer selbst verkörpert und weitergeführt. Er prägte das Institut zu der Zeit, als ich dort zu studieren begann, und er prägt es bis heute.

Zu Ende der 1960er-Jahre war das Institut eine sehr kleine Einheit, die aber über eigene Räumlichkeiten und eine eigene Bibliothek verfügte und voll in die historische Lehre integriert war. Um 1970 begann allerdings eine Phase außergewöhnlicher Expansion. Die Jahre um 1970 markierten einen Wendepunkt in der Geschichte der tertiären Bildung in Österreich. Nach Jahrzehnten der Stagnation setzte nun ein dynamisches Wachstum der Zahl der Studierenden ein: allein an der Universität Wien von knapp unter 20.000 (1970) auf knapp unter 80.000 (2000). Das stärkste Wachstum fand in den Geistes- und Sozialwissenschaften statt. In den ersten Jahren dieser Trendwende war die österreichische Bildungspolitik noch bemüht, darauf mit einem Ausbau der Professoren- und Mittelbaustellen zu reagieren – ein Bemühen allerdings, das in den folgenden Jahren weitgehend erlahmte.<sup>10</sup> Für das Institut bedeute diese Expansionsphase, dass zunächst eine neue Professur geschaffen wurde, die Michael Mitterauer 1971 als außerordentlicher, ab 1973 als ordentlicher Professor einnahm. Zusätzlich wurden aber zwischen 1969 und 1972 auch fünf neue Planstellen für Assistenten eingerichtet. Dies hatte zur Folge, dass am Institut neben den beiden Professoren eine relativ große und homogene Gruppe von (männlichen) Assistenten entstand:<sup>11</sup> Fast alle von ihnen wurden zwischen 1944 und 1947 geboren, hatten zwischen 1969 und 1971 promoviert, in der zweiten Hälfte der 1970er-Jahre habilitiert, und später ordentliche oder außerordentliche Professuren erlangt. Fast alle von ihnen hatten sich in ihren Dissertationen mit Themen der mittelalterlichen Geschichte beschäftigt und anschließend ihre Forschungsinteressen auf neuere und neueste Sozialgeschichte verlagert. Das bedeutet auch, dass

---

<sup>8</sup> Die Promotion sub auspiciis preaesidentis ist seit 1952 in Österreich eine besondere Würdigung hervorragender Leistungen in Schule und Studium. Sie setzt von der Oberstufe der Gymnasien über die Reifeprüfung, den gesamten Studienverlauf bis hin zur Promotion die stets besten Noten voraus.

<sup>9</sup> Mitterauer, Michael. 2003. *Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs*. München: C.H. Beck 2003, 16.

<sup>10</sup> Ausführlich mit dieser Problematik habe ich mich im Zusammenhang mit den 650-Jahr-Feiern der Universität in dem Band *Universität – Politik – Gesellschaft* (2015) beschäftigt.

<sup>11</sup> In alphabetischer Reihenfolge handelte es sich um Ernst Bruckmüller, Peter Feldbauer, Herbert Knittler, Roman Sandgruber und Hannes Stekl.

epochenübergreifende Perspektiven sozusagen zur DNA des Instituts gehörten. Fast alle kamen aus katholischen Milieus und gehörten Cartellverbänden oder zumindest der Katholischen Hochschuljugend an. Zugleich waren sie aber auch vom Geist von „1968“ und von einer liberalen Grundeinstellung geprägt und in hohem Maß an der Modernisierung von Gesellschaft und Geschichtswissenschaft interessiert. Für mich war damals der soziale Hintergrund dieser Gruppe fast noch wichtiger: Fast alle stammten aus ländlichen oder kleinstädtischen, bäuerlichen oder kleinbürgerlichen Milieus. Ein für mich durchaus furchteinflößender bildungsbürgerlicher Habitus, der um 1970 an der Universität noch weit verbreitet war, fehlte hier völlig. In meiner damaligen Wahrnehmung und auch im heutigen Rückblick zeichnete sich diese Gruppe von Assistenten auch durch egalitäre, kameradschaftliche Beziehungen aus. Sie bildete gemeinsam mit den beiden Professoren die „Stammmannschaft“ des Instituts.

Rund um diese „Stammmannschaft“ siedelte sich eine überschaubare Zahl von Mitarbeitern in Projekten, von Dissertantinnen und Dissertanten an, zu denen nun auch ich gehörte. Besonders bemerkenswert scheint mir zu sein, dass das Institut eine hohe Integrationskraft auch gegenüber diesen beiden Gruppen aufwies, die doch in der Universitätshierarchie und -struktur ganz am Rande standen. Wenn ich heute darüber nachdenke, kommen mir mehrere Faktoren in den Sinn, auf denen diese Integrationskraft beruhte. Vielleicht die wichtigste war, dass es ein gemeinsames Projekt der Professoren und Assistenten gab, nämlich die Stärkung der „historischen Sozialkunde“ im Geschichtsunterricht und in der Lehrerausbildung an den Universitäten. Schon zu Anfang der 1960er-Jahre war das Fach Geschichte an Österreichs höheren Schulen in „Geschichte und Sozialkunde“ umbenannt worden, was in der Praxis des Geschichtsunterrichts allerdings wenig bewirkt hatte. Um dies zu ändern, wurde am Institut eine „Arbeitsgemeinschaft für historische Sozialkunde“ gegründet, die ab 1971 auch eine vierteljährlich erscheinende Zeitschrift herausgab, die oben schon genannten „Beiträge zur historischen Sozialkunde.“ Später kamen auch Lehrerfortbildungsseminare zu „Sozialkundlichen Bildungstoffen im Unterricht“ dazu. Diese Initiativen standen auch interessierten Studierenden offen, von 1972 an war ich „ständiger Mitarbeiter“ der Zeitschrift. Was bedeutete „Mitarbeit“ praktisch? Sie schloss Teilnahme an der Planung der Schwerpunktthemen ein; die Erwartung, selbst immer wieder Artikel zu verfassen; und nicht zuletzt viele praktische Handgriffe. Die „Beiträge“ kamen von der Druckerei ans Institut und wurden hier für den Versand an Abonnenten fertig gemacht, d.h. sie wurden kuvertiert, mit Adressklebern versehen, nach Postleitzahlen geordnet, und schließlich zur Post gebracht. An diesen Handarbeiten nahmen alle verfügbaren Mitarbeiter der Zeitschrift unabhängig von ihrem Status teil. In meiner Erinnerung ließ gerade die gemeinsame Arbeit mit den Händen eine starke Bindung und ein Gefühl der Gemeinsamkeit entstehen – und ich bin auch heute

davon überzeugt, dass diese Erfahrung für alle Bereiche der Arbeitswelt verallgemeinert werden kann.

Ein weiterer Faktor der Integration waren die wöchentlichen „Dienstbesprechungen“, immer mittwochs von 9:00 bis 10:00 Uhr. Sie dienten zwar in erster Linie der Koordination der Tätigkeiten und der Meinungsbildung innerhalb der „Stammmannschaft“, aber sie waren auch für Mitarbeiter an den Rändern und für Vertreter der Studierenden offen. Und nicht zuletzt erzeugte auch die beengte räumliche Struktur des Instituts ein Klima der Offenheit: Die Assistenten hatten keine eigenen Arbeitszimmer, sondern saßen jeweils zu zweit an Tischen in den wenigen und kleinen Räumen der Bibliothek. Auch wenn klar war, dass man sie so wenig wie möglich stören durfte, waren sie doch nicht abgeschottet. All das führte dazu, dass nicht nur ich, sondern auch andere Dissertantinnen und Dissertanten das Institut nicht nur als Lehranstalt empfanden, sondern als sozialen Ort, in dem man sich zuhause fühlte, an dem man sich gerne aufhielt, an dem man sich traf, zum Mittagessen verabredete oder für das eine oder andere Bier am Abend. Meine kommunistischen Allüren nahm man zur Kenntnis, meine Neigung zu marxistischen Thesen und Terminologien stieß meist auf freundliches Interesse, und wurden, wie mir heute scheint, darüber hinaus nicht weiter ernst genommen.

---

## 5. Lohnarbeit und Projektarbeit

---

Allmählich wurde für mich das Institut zudem zu einem Ort, an dem sich auch Möglichkeiten für bezahlte Tätigkeiten ergaben. Bis dahin lebte ich zum einen von einem kleinen staatlichen Stipendium, das in keiner Weise für den Lebensunterhalt ausreichte, und zusätzlich von Hilfsarbeiten in den verschiedensten Branchen: als Nachtwächter der „Ersten Wiener Wach- und Schließgesellschaft“, als Lagerarbeiter in einer Buchhandlung, und dann immer wieder und immer mehr als Bauarbeiter. „Am Bau“ hatte ich schon während meiner Schulzeit in den Sommerferien mindestens einen Monat lang gearbeitet, und in den ersten Jahren des Studiums arbeitete ich in dieser Branche auch kontinuierlich während des Semesters. Bauarbeit war und ist eine schwere, schmutzige, körperlich anstrengende Arbeit, aber ich schätze sie aus zwei Gründen: Erstens waren die Stundenlöhne deutlich höher als in anderen Branchen, und zweitens mochte ich meine Kollegen, die „echten“ Bauarbeiter, und auch die unmittelbaren Vorgesetzten, die „Vorarbeiter“. Das waren in aller Regel erfahrene und kameradschaftlich gestimmte Männer, die keinem Spaß und Witz abhold waren. Es wurde hart gearbeitet, aber es wurde auch viel gelacht, und vor allem sehr viel Bier getrunken. Und es waren immer kleine Baustellen, an denen ich arbeitete, die nur unregelmäßig von den eigentlichen Bossen, den Baumeistern, kontrolliert werden konnten. Die Kollegen verfügten über eine Menge von Tricks, um Pausen zu

verlängern, ein bisschen früher aufzuhören, oder schon beim ersten Anzeichen eines möglicherweise drohenden Regens in der Bauhütte Schutz zu suchen. Alf Lüdtke hat sehr viel später den Begriff des „Eigensinns“ in die Geschichte der Arbeit und der Arbeiter eingebracht. In meinen Jahren am Bau erlebte ich sehr viel von diesem Eigensinn, und ich liebte ihn.

Trotz dieser durchaus positiven Erfahrungen war ich froh, als sich Ende 1973 erstmals die Möglichkeit bot, etwas Geld auch durch Mitarbeit in einem Forschungsprojekt zu verdienen. Der Wirtschaftshistoriker Herman Freudenberger (1922-2017) von der Tulane University in New Orleans verbrachte ein Forschungssemester an der Wirtschaftsuniversität Wien und suchte eine Hilfskraft für „Bibliotheks- und Archivarbeiten“ zu seinen Forschungen zur frühen Industrialisierung in der Habsburgermonarchie. Über Vermittlung meines Instituts erhielt ich diese Stelle. Michael Mitterauer bereitete mich auf die Gepflogenheiten akademischen Arbeitens vor, indem er darauf hinwies, dass niemand die vereinbarte Stundenzahl oder auch nur meine Anwesenheit am vereinbarten Arbeitsort kontrollieren würde. All dies einzuhalten, obliege ausschließlich meiner „Redlichkeit“. Dieser Begriff – den ich bis dahin nur aus der Literatur des 19. Jahrhunderts kannte – beeindruckte mich so tief, dass er mir bis heute im Gedächtnis haften geblieben ist. Und so verbrachte ich fünf Monate lang einige Stunden täglich in verschiedenen Bibliotheken und vor allem im Wiener Hofkammer- und Finanzarchiv, um Material für Freudenbergers Projekt über „Historische Unternehmertypologien“ zu sammeln. Oft saß ich gemeinsam mit ihm im Archiv und lernte ihn auf diese Weise näher kennen. Freudenberger war 1922 in Deutschland in einer jüdischen Familie geboren worden, aber als 1933 die Nazis die Macht ergriffen, schickte ihn sein – sehr hellstichtiger – Vater in die USA, wo der nunmehr 12-jährige Hermann vom „German Jewish Children’s Aid“ an eine Gastfamilie in Chicago vermittelt wurde. Mit dem Kriegseintritt der USA 1941 meldete er sich freiwillig zur U.S. Army, nach dem Krieg konnte er studieren, und in den 1960er-Jahren erlangte er eine Professur an der Tulane University, wo er bis zu seiner Emeritierung lehrte. Für mich war dies das erste Mal, dass ich so hautnah mit einem richtigen Professor zusammenarbeitete, und noch dazu mit einem Professor, der mir völlig anders zu sein schien, als jene, die ich bisher in den Lehrveranstaltungen an der Uni Wien erlebt hatte. Freudenberger war völlig unkompliziert, jovial, nahezu freundschaftlich, und bar jeglicher autoritären oder auch nur hierarchischen Attitüde. Zur Mittagspause pflegte er mich in eine nahegelegene Fleischerei einzuladen, wo wir im Hölletempo und selbstverständlich im Stehen eine Leberkäsesemmel verschlangen, um möglichst schnell wieder ins Archiv zurückzukehren. In meiner Neigung zu schnellen Verallgemeinerungen schien er mir auf sehr anziehende Weise den Typus des „amerikanischen Professors“ zu verkörpern. Mein politisch bedingter Antiamerikanismus erhielt durch Freudenberger seine ersten Dellen.



Durch eine glückliche Fügung erhielt ich schon kurz nach dem Ende dieses Projekts die Chance auf Finanzierung meines Dissertationsprojekts für das ganze folgende Studienjahr. Der Münchener Wirtschaftshistoriker Wolfgang Zorn (nur nebenbei: 1922 im selben Jahr wie Freudenberg geboren, aber mit einem ganz anderen, geradlinigen, Lebenslauf) hatte sich um die Nachfolge Alfred Hoffmanns in Wien beworben, bemühte sich deshalb um gute Kontakte zum Wiener Institut, und regte an, dass sich ein Wiener Dissertant um ein Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) bemühen solle. Er würde das Ansuchen unterstützen, den Stipendiaten an sein Institut einladen und in sein Dissertantenseminar aufnehmen. Ich kann mich nicht erinnern, ob es auch andere Interessenten für ein derartiges Stipendium gab. Ich jedenfalls war sofort daran interessiert, war mit meiner Bewerbung erfolgreich, und verbrachte das Studienjahr 1974/75 an der Universität München. Das Stipendium des DAAD reichte zur Sicherung des Lebensunterhalts aus, sodass ich mich nun – zum ersten Mal seit Beginn meines Studiums – nicht um einen Zusatzverdienst zu kümmern brauchte und mich voll auf meine Doktorarbeit konzentrieren konnte. Schon vorher hatte ich im Wiener Stadt- und Landesarchiv ausgiebig Quellen exzerpiert und vor allem die Volkszählung 1857 für einen Teil der Vorstadt Gumpendorf vollständig abgeschrieben und in Hefte übertragen, sodass ich die wichtigsten Quellengrundlagen meiner Arbeit nach München mitnehmen konnte. Meine Zeit in München verbrachte ich überwiegend in der Staatsbibliothek mit der Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts. Ich las kreuz und quer durch die damals noch gar nicht so üppige deutsch- und englischsprachige Literatur zu Industrialisierung, Klassenbildung und Arbeiterbewegung. Meine eher unsystematischen Lektüren kreisten allerdings um ein Zentralgestirn, nämlich um den ersten Band des „Kapital“ von Marx. An den Abenden und Wochenenden begann ich in meinem kleinen, hübschen Untermietzimmer in der Mansarde eines Einfamilienhauses, ganz nahe dem Bahnhof Pasing gelegen, mit ersten statistischen Auswertungen der Volkszählung in Form einfacher Auszählungen mit Bleistift und Papier.

Dies war schon damals eine archaische und nicht mehr zeitgemäße Methode. Ihr Vorteil lag allerdings darin, dass ich die Abschriften viele Male mit immer neuen Fragen durchging und allmählich über die einzelnen Individuen und Haushalte meines 13.000-Personen-Samples ziemlich intime Kenntnisse erlangte. Das war ein ziemlich aufwendiges Verfahren, aber auch heute noch bin ich der Überzeugung, dass man auf diese Weise ein wesentlich farbigeres, auch sperrigeres Bild der Familien-, Berufs- und Sozialstrukturen erlangt, als mit der bloßen Auswertung eines elektronisch gespeicherten Datensatzes. Was ich spontan praktizierte – ohne, dass ich damals dieses Konzept auch nur gekannt hätte – war die Verknüpfung einer quantitativen mit einer qualitativen Analyse einer Massenquelle. Im Seminar von Wolfgang Zorn konnte ich meine Fragestellungen und ersten Ergebnisse mehrmals zur

Diskussion stellen und erhielt anregende und vor allem ermutigende Kommentare. Im folgenden Jahr erhielt Zorn übrigens tatsächlich den Ruf auf die Nachfolge Hoffmanns in Wien, lehnte ihn aber ab.

Die Konzentration auf die Doktorarbeit wurde auch dadurch gefördert, dass mir der Aufenthalt in München einen zeitweiligen Abstand zu meinem Wiener politischen Aktivismus und dem damit verbundenen reichhaltigen sozialen Leben bescherte. Als braver Genosse nahm ich natürlich Kontakt mit der Pasinger Ortsgruppe der wenige Jahre vorher gegründeten Deutschen Kommunistischen Partei (DKP) auf, aber der Aktivismus dieser Ortsgruppe war glücklicherweise nur sehr schwach ausgeprägt. Die Gruppe bestand überwiegend aus Bildenden Künstlern und Schriftstellern, die sich regelmäßig zum Abendessen in einem – für meine damaligen Begriffe – gutbürgerlichen Restaurant trafen. Uwe Timm kam gelegentlich vorbei, und auch Franz Xaver Kroetz gehörte dieser Ortsgruppe der DKP an, ein autochthoner Pasinger, der allerdings nur selten leibhaftig erschien. Da das Preisniveau des Restaurants weit über dem finanziellen Rahmen meines DAAD-Stipendiums lag, nahm ich nur unregelmäßig und eher als Zaungast an diesen Treffen teil. Sie boten mir allerdings Einblicke in einen Lebensstil von kommunistischen Intellektuellen, den ich so noch nie kennengelernt hatte, und der mir als „bürgerlich“ erschien.

---

## 6. Dissertation

---

Kurz nachdem ich aus München zurückgekehrt war, ergab sich ganz unerwartet die nächste Möglichkeit zur bezahlten Mitwirkung in einem Forschungsprojekt. Die Stadt Wien hatte 1970 ein „Institut für Stadtforschung“ eingerichtet, das sich auch mit der demographischen Entwicklung beschäftigen sollte. Dies lag nicht zuletzt daran, dass Wien den bisher höchsten Bevölkerungsstand mit deutlich mehr als 2 Millionen Einwohnern im Ersten Weltkrieg erreicht hatte, und dann relativ kontinuierlich bis in die 1980er-Jahre einen Bevölkerungsrückgang erlitt. Erst mit dem Beginn des neuen Jahrtausends setzte ein neuerlicher Wachstumsschub ein, der bis heute anhält, ohne aber schon den Stand von 1910 erreicht zu haben. In den 1970er-Jahren galt Wien – trotz seiner sehr lebendigen Kulturszene – demographisch als sterbende Stadt. Das Institut für Stadtforschung lancierte sein Interesse an der Erhebung historischer Daten, und an meinem Institut bildete sich eine kleine Arbeitsgruppe, die einen Projektantrag zum Thema „Demographische und berufsstatistische Daten für Wien aus dem 18., 19. und 20. Jahrhundert“ einbrachte. Im Zentrum stand eine Kollegin aus dem Dissertantenkreis des Instituts, Birgit Bolognese-Leuchtenmüller, die schon 1973 promoviert hatte – und später als erste Frau seit Jahrzehnten eine Assistentenstelle am Institut erhalten sollte. Unser Ziel war, sämtliche verfügbare Daten zu

Bevölkerungsstand, -struktur und -bewegung von 1707 bis 1938 zu erheben und in kleinräumiger Differenzierung aufzubereiten, also nach Pfarren, Vororten, Vorstädten, Stadtvierteln, etc. Mit derartigen Daten hatte ich schon bei der Arbeit an der Dissertation Erfahrungen gesammelt. Als wir dieses Projekt konzipierten, war meine wichtigste Motivation, damit meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Als es für fast eineinhalb Jahre bewilligt worden war und wir mit der Arbeit begannen, merkte ich aber sehr schnell, dass ich damit auf eine Goldader gestoßen war. Meine Befürchtung, durch das Projekt an der Fertigstellung der Dissertation behindert zu werden, wurde schnell abgelöst von der Erkenntnis, dass ich mir mit den demographischen Langzeitreihen eine neue, zusätzliche Dimension erschlossen hatte. Mir wurde klar, dass lange Datenreihen einerseits belastbare Indikatoren für Kontinuität oder Wandel von umfassenderen gesellschaftlichen Phänomenen bieten, und dass sie zugleich auch heuristische Funktionen erfüllen. Wenn die ermittelten Verlaufsformen eigenwillige Schwankungen zeigen und von den Erwartungen signifikant abweichen, schafft dies Erklärungsbedarf.

Die Arbeit an meiner Dissertation hat mich über viele Jahre hinweg – in unterschiedlicher Intensität und in unterschiedlichen Kontexten – beschäftigt. Eine erste Phase endete im Herbst 1976, als ich das Manuskript mit dem Titel „Familie, Haushalt und Beruf in Wien in der Industriellen Revolution“ abgeschlossen und am Dekanat eingereicht hatte. Nach positiver Beurteilung und Absolvierung der Rigorosen wurde ich am 2. Februar 1977 zum Dr. phil. promoviert. Daran schloss allerdings eine weitere Phase an, nämlich die Überarbeitung des Manuskripts für den Druck. Sie endete endgültig 1980 mit dem Erscheinen des Buchs „Familienstruktur und Arbeitsorganisation im frühindustriellen Wien“ in einer Reihe des Instituts, den „Sozial- und wirtschaftshistorischen Studien“. Die beiden Arbeitsphasen unterschieden sich grundlegend voneinander. In der ersten hatte ich relativ allein gearbeitet, abgesehen von Präsentationen in Dissertantenkolloquien und Gesprächen mit meinem Doktorvater Michael Mitterauer. In der zweiten Phase war ich für das Forschungsprojekt „Strukturwandel der Familie im europäischen Vergleich“ als Vertragsassistent angestellt worden (dazu ausführlich weiter unten) und damit viel intensiver als vorher in wissenschaftliche – auch internationale – Diskussionszusammenhänge eingebettet. Die wesentlichen Grundgedanken waren gleichgeblieben, aber die empirische Evidenz hatte sich vergrößert, deren Interpretation und ihre Darstellung hatten sich verfeinert.

Das ursprüngliche Ziel der Arbeit war es gewesen, Familien- und Haushaltsstrukturen in einer vorindustriellen Großstadt zu untersuchen und mich dabei empirisch auf quantitativ auswertbare Bevölkerungsverzeichnisse zu stützen, wie dies Michael Mitterauer bereits erfolgreich für ländliche Räume getan hatte. Dazu kam, dass großstädtische Arbeiterfamilien seit mehr als einem Jahrhundert im Fokus der entstehenden Familiensoziologie standen, galten sie doch als bestes Beispiel für die vermutete desaströse Wirkung der

Industriellen Revolution auf das Familienleben. Aus praktischen Gründen wählte ich Wien, meinen Wohnort, als Untersuchungsgebiet, und als Quelle die erste moderne Volkszählung der Habsburgermonarchie, die Konskription 1857, die für Wien vollständig erhalten geblieben ist. Meine Absicht war also, mit Hilfe eines zeitlichen Querschnitts zu fundierten Aussagen über Familienstrukturen in einer sich industrialisierenden Großstadt zu gelangen. Zugleich war mein Anspruch, den zeitlichen Querschnitt im Gesamtverlauf des Industrialisierungsprozesses zu verorten. Dafür reichte die vorhandene Fachliteratur bei weitem nicht aus, sodass ich für meine Arbeit auch neue Zugänge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts finden musste. Inspiriert wurde ich dabei von den auf Marx zurückgehenden Bemühungen, im langfristigen Verlauf der Industrialisierung Entwicklungsphasen zu identifizieren. Und drittens kamen nun auch noch demographische Datenreihen zu Heiratsverhalten, zu Fertilität und Mortalität und zu Haushaltsgrößen ins Spiel. In meinem Modell lag der zeitliche Querschnitt 1857 in Wien auf dem Höhepunkt der „Industriellen Revolution“, die ich als Phase des beschleunigten Übergangs von vorindustriellen zu industriellen Produktions- und Gesellschaftsformen verstand, und damit als eine Phase, in der vorindustrielle Verhältnisse noch weiter bestanden und sich Gemengelagen mit industriellen Verhältnissen ergaben.

Die Auswertung meiner Daten und verschiedener anderer Quellen zur wirtschaftlichen Entwicklung erbrachten in der Tat unerwartete Ergebnisse. Erstens zeigte sich eine enorme Dominanz von Handwerk und Kleingewerbe. Und zweites wurde sichtbar, dass die kleingewerbliche Produktion ganz überwiegend von jüngeren, ledigen Gesellen getragen wurde, die im Haushalt ihres Meisters wohnten und gepflegt wurden, und die außerordentlich mobil waren. Sie stammten auch aus weit entfernten Regionen des deutschen Sprachraums (und darüber hinaus) und sie blieben in der Regel nur kurz in Wien, bevor sie weiterwanderten. Wohnen beim Arbeitgeber und Gesellenwanderung gehörten zu den festen Traditionen des „alten Handwerks“, die aber nun, in der Industriellen Revolution, eine enorme Ausdehnung erfuhren. Handwerkerhaushalte mit einem oder zwei Dutzend mitlebender Lehrlinge, Gesellen und Mägde, waren keine Seltenheit. „Reine“ Lohnarbeiter oder verheiratete Arbeitskräfte tauchten dagegen nur selten in den Volkszählungslisten auf. Die demographischen Zeitreihen bestätigten den Befund einer nicht-linearen Entwicklung von vor- und frühindustriellen Arbeitsverhältnissen und Familienformen hin zur industriellen Gesellschaft. Heiratsalter, Unehelichenquote, durchschnittliche Haushaltsgröße, Anteil der Männer an der großstädtischen Bevölkerung waren im ausgehenden 18. Jahrhundert niedrig gewesen, stiegen zur Mitte des 19. Jahrhunderts deutlich an, um im späten 19. Jahrhundert wieder abzusinken. Parallel dazu, wenn auch in umgekehrter Richtung, entwickelte sich die Verehelichtenquote, die

sowohl um 1800 wie auch um 1900 hoch gewesen war, um 1850 dagegen sehr niedrig.

Für die gedruckte Version konnte ich meine Datenbasis auf zusätzliche, sozialstrukturell ganz unterschiedliche Stadtteile ausdehnen, die meine Schlussfolgerungen bestätigten. Vor allem aber legte ich einen stärkeren Akzent auf die Arbeiterfamilie, die ich zudem noch enger mit den sozialökonomischen Entwicklungen verknüpfte. Aus meiner nunmehrigen Sicht fand in der „Manufakturperiode“ des späten 18. Jahrhunderts die Herausbildung der Arbeiterfamilie statt, in der Industriellen Revolution konstatierte ich ihre „Krise“, in der Hochindustrialisierung des ausgehenden 19. Jahrhunderts ihre „Verallgemeinerung und Stabilisierung“. Sehr viel stärker als in der ursprünglichen Dissertation konnte ich meine Forschung in den internationalen Diskussionsstand einbetten. Die vielfältigen Anregungen und Kontakte, die ich im Projekt über den „Strukturwandel der Familie im europäischen Vergleich“ gewonnen hatte, führten zu einem nachhaltigen Anstieg meines Wissens und meines Reflexionsniveaus.

---

## 7. Riki

---

Zu den Glücksfällen meines Lebens zur Mitte der 1970er-Jahre gehört auch Erika, von aller Welt Riki genannt, Gefährtin seit 50 Jahren. Wir kannten uns flüchtig seit den frühen 70er-Jahren, aber dass wir uns näherkamen, verdanken wir einem politischen Ereignis. Im September 1973 fand der Militärputsch in Chile statt, der viele tausende Chilenen in die Flucht trieb. Rund 2.000 von ihnen fanden Zuflucht in Österreich, wo sie von der damaligen sozialdemokratischen Regierung unter Bruno Kreisky freundlich aufgenommen wurden. Zu Sylvester veranstaltete der Kommunistische Studentenverband (KSV) in Wien ein Solidaritätsfest für chilenische Geflüchtete, das auch zu deren materieller Unterstützung beitragen sollte. Riki – die in Linz lebte und arbeitete – hatte dort eine Kleidersammlung organisiert und kam mit Koffern voller Kleidung zum Fest. Seitdem sind wir ein Paar. Knapp zwei Jahre später übersiedelte sie zu mir nach Wien – das ohnehin, auch ohne mich, ihr Sehnsuchtsort gewesen wäre. Sie fand eine Anstellung als Hauptschullehrerin, wir suchten eine gemeinsame Wohnung, und Ende 1976 heirateten wir – nur wenige Wochen vor meiner Promotion und dem Beginn meiner ersten Stelle als Vertragsassistent. Die ersten drei Jahre unserer Beziehung waren eine durchaus kritische Phase meiner persönlichen Entwicklung, in der ich schließlich meine Dissertation abschließen und beruflich an der Universität Fuß fassen konnte. In dieser Phase übte Riki einen enorm stabilisierenden – und durchaus auch zivilisierenden – Einfluss auf mich aus.

Wie ich, kam auch Riki aus einer Arbeiterfamilie, aber aus einem besonderen Typus. Ihre Mutter hatte bäuerliche Wurzeln, ihr Vater aber war in Linz

geboren und aufgewachsen, hatte eine Lehre als Schriftsetzer absolviert, und arbeitete in einer großen Druckerei. Arbeiter dieses Berufs galten in der frühen Arbeiterbewegung als „Arbeiteraristokraten“, deren Bildung und Lebensstil weit über dem eines durchschnittlichen Arbeiters lag. Als junger Mann hatte sich Rikis Vater für den Nationalsozialismus begeistert. Zur selben Zeit, in der meine Mutter in Linz im Frauengefängnis der Gestapo inhaftiert war, verfasste und setzte er – nur wenige hundert Meter entfernt – „Soldatenbriefe“, die Kampfmoral und Siegeszuversicht der Wehrmachtsoldaten steigern sollten. Nach dem Krieg wurde er, wie später auch Riki, Sozialdemokrat. Ich habe ihn zu Anfang der 1970er-Jahre als freundlichen, aufgeschlossenen und sympathischen Menschen kennen gelernt.

Die Bildungswege von Riki und mir verliefen parallel, aber auch mit bemerkenswerten Unterschieden. Rikis Übertritt von der Volksschule in das Gymnasium – den sie selbst und ihre Eltern anstrebten – wurde von einer Lehrerin verhindert, die die Meinung vertrat, dass Arbeiterkinder an einem Gymnasium nichts zu suchen hätten, da sich deren Eltern Bücher ohnehin nicht leisten könnten. Rikis Bildungsweg ging deshalb zunächst in eine Hauptschule, und erst anschließend in eine höhere berufsbildende Schule, eine Lehrerbildungsanstalt. Wir haben oft darüber gesprochen, warum ich – im Gegensatz zu ihr und als Kind einer deutlich ärmeren Arbeiterfamilie – direkt von der Volksschule in die Unterstufe des Gymnasiums wechseln konnte. Wir kamen zum Schluss, dass zwei Faktoren zusammenwirkten. Zum ersten natürlich der für mich glückliche Zufall, dass ich – im Gegensatz zu ihr – an der Volksschule fördernde und unterstützende Lehrer hatte, die meine Eltern dazu drängten, mich ins Gymnasium zu schicken, und die stolz darauf waren, wenn einer oder eine ihrer Schülerinnen oder Schüler diesen Weg nahm. Der zweite Faktor liegt unserer Meinung nach in der völlig unterschiedlichen Klassenstruktur unserer Wohnorte. In meinem Dorf hatte nahezu niemand einen Bezug zu höherer Bildung. Nur der reichste Bauer schickte einen Sohn ins Priesterseminar, und der Gemeindegemeindefunktionär – die eigentliche Dorfbroderigkeit – seine beiden Söhne ins nächste staatliche Gymnasium. Mädchen, auch wenn sie noch so begabt waren, wurde von ihren Eltern nicht einmal der Besuch der Hauptschule gestattet. Ansonsten interessierte sich niemand für dieses Thema, es war statusirrelevant. Linz dagegen war eine Industriestadt mit einer selbstbewussten Arbeiterschaft, sozialdemokratisch orientiert und in Teilen bildungsaffin, die von 1945 an, bis heute, die städtische Politik dominiert. Wir vermuten, dass in den späten 1950er-Jahren manchen Angehörigen der Mittelschicht das Gymnasium als letzte bürgerliche Bastion erschien, die gegen den Ansturm der Arbeiter verteidigt werden müsse.

Rikis Schullaufbahn endete mit Matura und zugleich der Lehrbefähigung für Volksschulen, und tatsächlich begann sie 1967, noch nicht einmal ganz 19 Jahre alt, als Lehrerin zu arbeiten. Junglehrerinnen wurden von der

oberösterreichischen Schulbehörde gerne im hintersten Innviertel oder im Sauwald eingesetzt, in den ein- oder zweiklassigen Volksschulen entlegener Dörfer, die über keine Verkehrsanbindung verfügten. Zufällig stieß ich beim Durchblättern bischöflicher Visitationsberichte aus dem Vormärz auf eine Schule, in der Riki, fast 150 Jahre später, unterrichtet hatte. Das Schulgebäude hatte sich in diesem Zeitraum nur ganz geringfügig verändert.

Riki hat mein Leben in vieler Hinsicht beeinflusst und bereichert, nicht zuletzt durch ihre Liebe zur klassischen Musik – die mir vorher absolut fremd war. Ein großer Vorteil ihres Berufs bestand darin, dass sie mehrmals für ein ganzes Jahr unbezahlten Urlaub nehmen konnte, sodass wir meine längeren Auslandsaufenthalte – in Göttingen, Cambridge, Florenz, Berlin – gemeinsam verbrachten. Ich lasse im Folgenden allerdings unser „privates Leben“ beiseite und beschränke mich auf zwei Bereiche, für die Rikis Einfluss auf meine berufliche und politische Entwicklung besonders relevant war. Der erste betrifft meinen Zugang zur Migrationsforschung. Zusätzlich zu meinen historischen Interessen öffnete mir Riki den Blick auf die aktuellen alltäglichen Probleme von Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten, von Geflüchteten, und vor allem auch auf deren Kinder, auf die zweite und dritte Generation. Die Hauptschule, in der sie in Wien arbeitete, lag im Bezirk Fünfhaus in einem traditionellen Arbeiterviertel, das in den 1970er-Jahren zu einem Hotspot der Gastarbeiterzuwanderung wurde und seitdem immer mehr von globaler Migration geprägt ist. In ihrer Schule erlebte Riki die kontinuierliche Zunahme des Anteils der Schülerinnen und Schüler nicht-deutscher Muttersprache, darunter auch jene, die gerade angekommen waren, noch kein Wort Deutsch sprachen, aber natürlich, wie es die österreichischen Schulgesetze vorschreiben, am Unterricht teilnehmen müssen. Riki spezialisierte sich auf die sogenannte „Ausländerpädagogik“ und unterrichtete viele Jahre lang in „Förderklassen“. Dieses ebenso vernünftige wie – bis heute – politisch umkämpfte Modell sah vor, dass die Teilnahme am regulären Unterricht in der „Stammklasse“ für wenige Stunden am Tag um Förderunterricht in kleinen Gruppen ergänzt wurde. In dieser intimen Atmosphäre hatte Riki einen sehr engen Kontakt zu ihren Schülerinnen und Schülern, sie gewann Einblick in deren alltägliche Lebensprobleme, wurde nach Hause eingeladen, und lernte ihre Eltern kennen. Viele ihrer ehemaligen Schüler blieben lange mit ihr in Kontakt und waren sehr stolz, wenn sie von beruflichen Erfolgen, zum Beispiel als Lehrling, berichten konnten. Riki war ganz nahe am Alltag ihrer Schüler, und durch sie gewann auch ich sehr konkrete und differenzierte Einblicke in aktuelle migrantische Lebenswelten. Ihre Schüler kamen aus aller Welt, von China bis Südamerika, viele von ihnen aus Jugoslawien und der Türkei. Im Rahmen eines Programms des American Field Service konnte Riki einige Zeit in Istanbul und Ostanatolien verbringen, mit türkischen Familien wohnen und am Unterricht teilnehmen, um den Erfahrungshintergrund ihrer Schüler besser zu verstehen. Indirekt erhöhte dies

auch mein Verständnis der Ausgangslage und des Bildungshintergrunds von Arbeitsmigranten beträchtlich – ein in der Migrationsforschung viel zu wenig präsent Thema.

Zweitens übte Riki einen positiven Einfluss auf meine politische Haltung aus. Sie war zwar ebenfalls der KPÖ beigetreten, aber sie stand den parteiinternen Ritualen und Hierarchien wesentlich kritischer gegenüber als ich. Insbesondere hatte sie einen scharfen Blick auf die problematischen Realitäten des Staatssozialismus. Mehrmals hatte sie an internationalen Sommerseminaren für Lehrer in der DDR teilgenommen, vor allem in Erfurt und Weimar. Da es in der DDR in den 1980er-Jahren ja viele vietnamesische Gastarbeiter gab, hatte sie gehofft, dort auch Anregungen und Materialien für den Unterricht mit nicht-deutschsprachigen Schülern zu erhalten. Derlei gab es in der DDR nicht, und überhaupt wollten Lehrer, mit denen sie sprach, mit den „Fidschis“ nichts zu tun haben – Haltungen, die ihr nur zu gut von den reaktionärsten ihrer Wiener Kollegen vertraut waren. Riki war in den 1980er-Jahren auch einige Male in Kuba gewesen, in Solidaritäts-Baubrigaden, und auch als Leiterin einer kleinen Kindergruppe der Österreichisch-Kubanischen Freundschaftsgesellschaft, die in ein internationales Kinderlager eingeladen worden war. Sie war fasziniert von Kuba, aber zugleich stieß sie im Alltag auf viele kleine Spuren der politischen Angst und Repression – genauso übrigens wie auch in der DDR. Auch mir waren derartige Erfahrungen nicht fremd, ich hatte sie in verschiedenen Zusammenhängen in verschiedenen kommunistischen Staaten gemacht. Aber ich betrachtete sie durch eine ideologische Brille, die mir half, solche Beobachtungen zu relativieren und zu verdrängen: Es handle sich um bedauerliche Ausnahmen, die mit der weiteren Entwicklung – im damaligen KP-Jargon „Vervollkommnung“ – des Sozialismus verschwinden würden, und jedenfalls mit dem Wesen einer sozialistischen Gesellschaft nichts zu tun hätten. Riki hatte keinerlei Bedürfnis nach derartigen Schönredereien und ermutigte damit allmählich auch mich, die Realverfassung kommunistischer Herrschaft ernster zu nehmen.

---

## 8. Der lange Weg in die „Wissenschaft als Beruf“, 1977-1989

---

Die zwölf Jahre von 1977 bis 1989 waren für mich die entscheidende Lebensphase einer allmählichen Annäherung an „Wissenschaft als Beruf“. Sie begann nach der Promotion mit einer Reihe von befristeten Anstellungen in Drittmittelprojekten und längeren Auslandsstipendien und führte nach einer wundersamen Verkettung von Umständen und Zufällen – und nicht zuletzt einer nachhaltigen Patronage durch das Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte – nach zehn Jahren, 1987, zu einer ersten, ebenfalls befristeten,



Planstelle als Universitätsassistent. 1989 habilitierte ich mich an der Universität Wien für „Wirtschafts- und Sozialgeschichte“. Da in Österreich damals habilitierte Inhaber von Assistenten-Planstellen mehr oder minder automatisch als „Universitätsdozenten“ entfristet wurden, fand diese – noch offene und unentschiedene – Lebensphase im Alter von 41 Jahren mit einem „definitiven“ Beamtendienstverhältnis ihr Ende.

Am Anfang stand das von Michael Mitterauer beantragte und geleitet Forschungsprojekt „Strukturwandel der Familie im europäischen Vergleich“, das von 1977 bis 1981 von der Stiftung Volkswagenwerk gefördert wurde. Für mich war dieses Projekt von großer und mehrfacher Bedeutung: Zum ersten bescherte es mir für fünf Jahre eine Anstellung als „Vertragsassistent“ – wie über Drittmittel finanzierte Assistenten genannt wurden – an der Universität Wien. Mit knapp 29 Jahren befand ich mich erstmals in einem Arbeitsverhältnis, das – abgesehen von der Befristung – alle Merkmale eines „Normalarbeitsverhältnisses“ aufwies: Vollbeschäftigung, arbeitsrechtliche Absicherung, ein eigener Arbeitsplatz beim Arbeitgeber, und nicht zuletzt ein ausreichendes Einkommen. Gegenüber meinen bisherigen Gelegenheitsjobs und kurzfristigen und karg bezahlten Werkverträgen war dies ein Quantensprung. Bis heute erinnere ich mich an das Gefühl der Dankbarkeit und des Glücks, das ich empfand, wenn ich morgens in der Straßenbahn ans Institut fuhr, und dabei an einer Baustelle vorbeikam, auf der Arbeiter in Regen und Kälte schufteten. Ich dagegen war unterwegs zu einem warmen und sauberen Arbeitsplatz, der alle meine geistigen Interessen und sozialen Bedürfnisse erfüllte. Durch solche Gefühle fühlte ich mich umso mehr verpflichtet, der „Sache des Kommunismus“ treu zu bleiben.

Zum Zweiten war dieses Projekt für mich eine Initiation in internationale Forschungsnetzwerke, weit über das Wiener Institut hinaus. Die Förderung durch die Stiftung Volkswagenwerk setzte eine enge Kooperation mit deutschen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern voraus, und in der Tat war der von Michael Mitterauer 1976 eingereichte Projektantrag von ihm gemeinsam mit Karin Hausen, Arthur Imhof, Hans Medick und Heidi Rosenbaum konzipiert worden.<sup>12</sup> Ich war der einzige regulär und dauerhaft angestellte Mitarbeiter in diesem Projekt. Zu meinen Aufgaben gehörten die europaweite Suche nach Bevölkerungsverzeichnissen aus vor- und frühindustrieller Zeit, deren Erfassung mittels EDV und deren statistische Auswertung. Lange Archivreisen führten mich nach Ljubljana, Zagreb und Budapest, nach Tschechien, Süddeutschland und in die Schweiz, und nach Moskau und

---

<sup>12</sup> Ein frühes Beispiel der Verbundenheit dieser Gruppe ist das zweite Heft des ersten Jahrgangs von „*Geschichte und Gesellschaft*“ mit dem Schwerpunktthema „Historische Familienforschung und Demographie“, das Beiträge von Karin Hausen, Heidi Rosenbaum und Michael Mitterauer enthält; vgl. dazu auch Hausen, Karin. 1986. „Familie und Familiengeschichte.“ In: Wolfgang Schieder und Volker Sellin (Hg.), *Sozialgeschichte in Deutschland*, Band II. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 64-89, hier 69 f.

Tallinn. Was ich in meiner Dissertation für eine Wiener Vorstadt im 19. Jahrhundert gemacht hatte, bekam nun eine internationale und epochenübergreifende Dimension. Dabei unterstützten mich einige meist jüngeren Kolleginnen und Kollegen mit kurzfristigen Werkverträgen, die unter meiner Leitung vor allem an der Aufbereitung der numerischen Quellen arbeiteten. Zu ihnen gehörte der spätere Professor der Humangeographie Heinz Faßmann, noch später österreichischer Wissenschaftsminister (2017-2021) und ab Juli 2022 Präsident der Akademie der Wissenschaften. Zweitens war ich in diesem Projekt für den Aufbau und die Pflege internationaler wissenschaftlicher Beziehungen verantwortlich. Beide Aufgaben bescherten mir eine Fülle von Kontakten quer durch Europa und in die USA. Zwei Forschungseinrichtungen wurden dabei besonders bedeutsam: das Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen und die Cambridge Group for the History of Population and Social Structure in Cambridge/UK. Dazu kam ein enger Kontakt zu Tamara K. Hareven, eine Leitfigur der internationalen Historischen Familienforschung, zunächst an der Clark University in Worcester/Mass. und ab 1988 an der University of Delaware und über sie zur Science History Community in den USA.

Zum MPI in Göttingen war ich schon im Frühjahr 1977 in Kontakt gekommen, als ich das Projekt „Strukturwandel der Familie im europäischen Vergleich“ – oder vielleicht besser: meine Interpretation davon – ganz am Beginn seiner Laufzeit auf einer internationalen Tagung vorzustellen hatte. Von da an war ich durch die späten 70er- und die ganzen 80er Jahre immer wieder in Göttingen zu Gast. Das MPI war in diesen Jahren ein Hotspot historiographischer Innovation und methodischer Vielfalt mit internationaler Ausstrahlung, ein Laboratorium der Diskussion, Konzeptualisierung und empirischen Erprobung neuer Ansätze in der klassischen Sozialgeschichte und zunehmend auch der Alltagsgeschichte und Historischen Anthropologie. Im Zentrum stand die Forschungsgruppe zur Protoindustrialisierung um Peter Kriedte, Hans Medick, und Jürgen Schlumbohm, aber auch andere Kollegen wie Alf Lüdtke und David Sabeau. Von 1978 an war auch Manfred Thaller hier tätig, den ich schon aus Wien kannte, ein Pionier der Computeranwendung in den Geisteswissenschaften. Zum Alltag dieser Gruppe gehörten intensive und offene Diskussionen in einer solidarischen, nicht-hierarchischen Atmosphäre. Auch wenn ich anfangs auf dem intellektuellen Niveau dieser Debatten noch kaum mithalten konnte, wurde ich doch sehr freundlich aufgenommen. Von Hans Medick erhielt ich einige entscheidende Anregungen für die Überarbeitung meiner Dissertation. Die Integration in diese Gruppe bezog auch deren Familien mit ein, und wenn meine Frau mit nach Göttingen kam, war sie ebenfalls herzlich willkommen. Ich war in Göttingen in einem Soziotop gelandet, dem ich eine Fülle von Anregungen verdanke und in dem ich mich auch zuhause fühlte. Die Bibliothek des MPI hat mir viele Richtungen eröffnet, und in späteren Jahren, als ich an der Habilitation arbeitete, wurde

auch die Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek immer wichtiger für mich, vor allem wegen ihrer umfangreichen Bestände zur britischen Geschichte.

Den intensivsten Zugang zur britischen Geschichte – und auch zum internationalen Vergleich – verdanke ich aber der Cambridge Group for the History of Population and Social Structure, die seit ihrer Gründung 1964 zu einem Leuchtturm international vergleichender Forschung geworden war. Zwischen 1981 und 1989 war ich dort fast jedes Jahr für einige Wochen, manchmal Monate, zu Gast. Die Group verfügte über eine umfangreiche Sammlung historischer Bevölkerungsverzeichnisse aus aller Welt, und sie war zugleich ein Ort internationaler Begegnung. Stets waren Forscherinnen und Forscher aus den unterschiedlichsten Weltgegenden zu Gast, mit denen man beim vormittäglichen Kaffee und beim nachmittäglichen Tee ins Gespräch kam. Vor allem war sie in einem unglaublichen Ausmaß offen und gastfreundlich. Als ich 1981 dort das erste Mal auftauchte, drückte mir Peter Laslett als Erstes die Schlüssel in die Hand, die mir alle Räume des Sitzes der Group, 27 Trumpington Street, öffneten und alle Bestände zugänglich machten. Über die Jahre hinweg entstanden freundschaftliche Beziehungen zu vielen ihrer ständigen Mitglieder, am intensivsten zu Richard Wall. Viel Zeit verbrachte ich auch in der Cambridge University Library, die ich besonders wegen ihres open-shelf systems liebte – und ein bisschen auch wegen der exzellenten scones in ihrem coffee room. Fast die gesamten riesigen Bestände standen Freihand zur Verfügung, aufgeteilt nach thematischen Clustern. Die einzige strikte Regel, an die ich mich erinnere, bestand darin, dass man ein Buch, das man aus einem Regal genommen hatte, nicht selbst wieder ins Regal zurückstellen durfte. Hier ließ sich die angelsächsische Literatur zu den verschiedensten Themen sehr leicht erschließen. Wann immer ich längere Zeit dort arbeitete, hatte ich verstreut über die einzelnen Stockwerke kleine Bücherberge angehäuft, zwischen denen ich mich bewegte. Dies erleichterte es ungemein, Zusammenhänge zwischen verschiedenen Aspekten meiner Forschungsthemen herzustellen. Ich hatte damals die Gewohnheit, meine Exzerpte und Kommentare in Arbeitsbücher einzutragen. Zwei dieser Arbeitsbücher, die ich im Sommer 1981 in Cambridge zum Thema „Internationale Arbeiter- und Handwerkergeschichte“ angelegt hatte, sind mir erhalten geblieben. Wenn ich sie heute im Abstand von 40 Jahren durchblättere, denke ich mir: Ja, gar nicht schlecht!

Zu Anfang der 1980er-Jahre war ich auch in Kontakt zu Tamara K. Hareven gekommen. 1976 hatte sie in den USA „The Journal of Family History“ gegründet, eine Zeitschrift mit internationaler Ausstrahlung und der Absicht, „to focus attention on areas often neglected by historians of the family such as Eastern Europe, the Far East, and Africa“, wie sie in der Einleitung zur ersten Nummer schrieb. Ihr Interesse an Ost- und Mitteleuropa hing auch mit ihrer eigenen Biographie zusammen, war sie doch 1937 in Czernowitz in einer

jüdischen Familie geboren worden.<sup>13</sup> Bei der Suche nach Autoren aus diesem Raum war sie auf die einschlägigen Forschungen Mitterauers aufmerksam geworden und damit auch auf meine – damals noch bescheidenen – Arbeiten zur Arbeiterfamilie. Arbeiterfamilien standen auch im Fokus ihrer eigenen Interessen. 1982 war ihr großes Buch über „Family time and industrial time“ erschienen, eine oral history-basierte Studie über die Arbeiterschaft der Amoskeag Company, zur Mitte des 20. Jahrhunderts die größte Textilfabrik New Englands. Im selben Jahr lud mich Hareven an die Clark University in Worcester/Mass. ein, an der sie damals unterrichtete. Damit begann eine intensive Zusammenarbeit durch die ganzen 1980er- und 1990er-Jahre hindurch. Sie lud mich immer wieder in die USA ein, ab 1988 auch an ihre neue Heimstätte, die Delaware University. Und umgekehrt kam Hareven regelmäßig nach Österreich, einige Jahre unterrichtete sie auch an den Salzburger Methodenkursen.

Von besonderer Bedeutung war für mich, dass sie mir Kontakte zur *Social Science History Association* vermittelte. Diese Organisation war zur Mitte der 1970er-Jahre in den USA gegründet worden, um neue Themen und Methoden in der historischen Forschung zu fördern und Kooperationen mit Sozialwissenschaftlern zu vertiefen. Das wesentliche Instrument dafür waren (und sind) jährliche Konferenzen, die von mehr als zwei Dutzend thematischen Netzwerken *bottom-up* organisiert werden. 1984 nahm ich zum ersten Mal an einer *Social Science History Conference* teil. Ich war begeistert von der nicht-hierarchischen und in jeder Hinsicht offenen Struktur dieser großen Tagungen, an denen ich mich von da an bis zum Ende der 1990er-Jahre regelmäßig beteiligte. Ein angenehmer Nebenaspekt bestand darin, dass sie jedes Jahr in einer anderen Universitätsstadt stattfinden. Auf diese Weise lernte ich viele Städte zumindest der östlichen Hälfte der USA kennen, von New Orleans bis Chicago, von Baltimore bis Minneapolis.

Die zentrale Basis meiner Arbeit und vor allem meiner beruflichen Position blieb aber natürlich in all diesen Jahren mein Wiener Institut. Michael Mitterauer hatte 1979 einen großen interdisziplinären „Forschungsschwerpunkt der Österreichischen Rektorenkonferenz“ zum Thema „Familie im sozialen Wandel“ eingeworben, der bis 1983 geplant war. Für mich bedeutete das, dass ich „mein“ Projekt zum „Strukturwandel der Familie im europäischen Vergleich“ nach dem Auslaufen der Finanzierung durch die VW-Stiftung für zwei weitere Jahre, bis Ende 1983, fortsetzen konnte. In diesen Jahren hatten sich meine Kenntnisse, mein Status im Wissenschaftsbetrieb und meine internationale Vernetzung so positiv entwickelt, dass ich mir sicher war, nun auch selbst Drittmittelprojekte konzipieren und mit guten Aussichten auf Erfolg einreichen zu können. Im Frühjahr 1983 arbeitete ich ein erstes größeres eigenes Projekt aus, dessen Thema die dichten Anregungen der

---

<sup>13</sup> Etwas ausführlicher habe ich ihre Lebensgeschichte beschrieben im Vorwort zu Hareven, Tamara K. 1999. *Familiengeschichte, Lebenslauf und sozialer Wandel*. Frankfurt/M.: Campus.

vorhergegangenen Jahre ebenso widerspiegelt wie mein spezifisches persönliches Interesse, nämlich „Arbeitergeschichte“ und „Familiengeschichte“ in einen engeren Zusammenhang zu bringen, als dies bis dahin in beiden Bereichen üblich war: „Die Arbeiterfamilie im Industrialisierungsprozess. Entwicklungsstadien und Typen – Mitteleuropa und England im Vergleich“. Dieses Projekt sollte für drei bis vier weitere Jahre meine berufliche Existenz sichern und mir weitere Karriereschritte ermöglichen. Erstmals taucht im Arbeitsplan der Begriff einer „Habilitationsschrift“ auf, deren Abfassung eines der Projektziele werden sollte. Die für Einzelprojekte relativ lange Laufzeit wollte ich durch die Kombination von zwei Arbeitsorten und zwei Förderinstitutionen erreichen: meinen Arbeitsplatz in Wien mittels eines Stipendiums des Österreichischen Forschungsfonds, unterbrochen durch einen ein- bis zweijährigen Aufenthalt in Göttingen mit Hilfe eines Stipendiums der Alexander von Humboldt-Stiftung. Beide Anträge waren erfolgreich. Am Ende verbrachte ich eineinhalb Jahre in Göttingen, ergänzt durch zwei Monate in Cambridge, wofür ich von der Alexander von Humboldt-Stiftung auch noch ein „Europastipendium“ erhalten hatte. Dies war eine überaus produktive und glückliche Zeit für mich, umso mehr, als meine Frau für zwei Jahre von ihrem Schuldienst freigestellt worden war und mich nach Göttingen und Cambridge begleiten konnte.

Der Aufenthalt in Göttingen brachte mir einen weiteren unverhofften Erfolg. Das bundesdeutsche Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft hatte 1984 wieder „Heinz-Maier-Leibnitz-Preise für Veröffentlichungen junger Wissenschaftler“ ausgeschrieben, und zwar in diesem Jahr für das Gebiet der „Historischen Jugend- und Familienforschung“. Für diesen Preis konnte (und kann) man sich nicht bewerben, sondern man musste von etablierten deutschen Wissenschaftlern (als „Vorschlagsberechtigte“) vorgeschlagen werden. Ich hatte damals gerade einen Aufsatz zum Thema „Vaterlandslose Gesellen und respektable Familienväter. Entwicklungsformen der Arbeiterfamilie im internationalen Vergleich“ veröffentlicht, der offensichtlich einigen meiner Bekannten aus dem nunmehr schon ziemlich großen Kreis deutscher Historikerinnen und Historikern, mit denen ich in dieser oder jener Verbindung stand, als preiswürdig erschien. Hans Medick reichte den Vorschlag ein und steuerte eine sehr wohlwollende „Würdigung“ bei, die bei der Jury auf Anklang stieß. Im Dezember 1984 wurde mir von der Bundesministerin Dorothee Willms der Preis verliehen, und Jürgen Kocka, damals noch Universität Bielefeld und Mitglied des „Preisgerichts“, hielt eine überaus freundliche Laudatio, die mit den Worten endete: „Die Arbeiten Ehmers zeichnen sich durch eine geglückte Verknüpfung von engeren familiengeschichtlichen mit breiteren sozial- und allgemeinesgeschichtlichen Fragestellungen aus. Es gehört zu den großen Vorzügen seines wissenschaftlichen Werkes, dass es historische Familienforschung im Zusammenhang mit der allgemeinen Sozialgeschichte betreibt und für diese nutzbar macht.“

Diese Formulierungen machten mich stolz und glücklich. Zugleich war mir – und ist mir heute noch genauso – bewusst, dass meine Erfolge nicht nur auf eigenen Leistungen beruhten, sondern auch auf meiner geglückten Integration in deutsche und österreichische sozialgeschichtliche Forschungsnetzwerke und auf der Förderung durch einige etablierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die unkonventionell, innovativ und wenig hierarchisch veranlagt waren (und sind). Meine Position am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte wurde nachhaltig gestärkt durch Peter Feldbauer, auf den ich weiter unten, im Kontext der Lehre, noch zu sprechen komme. Mein Projekt zur Arbeiterfamilie war beim österreichischen Wissenschaftsfonds (FWF) formell von Michael Mitterauer eingereicht worden, weil ich das damals als Nicht-Habilitierter selbst gar nicht hätte tun können. Ein Stipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung wäre unrealistisch gewesen ohne die Einladung durch Hans Medick nach Göttingen und parallele Einladungen für kürzere Aufenthalte in Berlin durch Karin Hausen und Harmut Kaelble. Den Heinz-Maier-Leibnitz-Preis hätte ich nicht erhalten ohne die tatkräftige Unterstützung durch Hans Medick und Jürgen Kocka. Und diese Namen stehen nur für einen weit größeren Kreis von Kolleginnen und Kollegen, bei denen ich Anerkennung gefunden hatte und die mich unterstützen. Zu einigen von ihnen haben sich auch enge persönliche Freundschaften entwickelt.

Zur Mitte der 1980er-Jahre hatte ich also allen Grund, mit meiner beruflichen Position rundum zufrieden sein. Dennoch: Ich war es nicht. Meine Gefühlslage und meine Ansprüche hatten sich im Vergleich zu meinem Berufseintritt 1977 verändert. Mir war durchaus bewusst, welches Privileg es war, durch eine glückliche Aneinanderreihung von Drittmittelprojekten über zehn Jahre hinweg ein ununterbrochenes Arbeitsverhältnis als Wissenschaftler zu haben. Zugleich war ich aber zunehmend davon frustriert, dass ich noch nicht in eine reguläre – und vielleicht sogar dauerhafte – Planstelle an einer Universität gekommen war. Ich erinnere mich gut an die Freude, die ich empfand, als in dieser Zeit eines Tages unerwartet und unangemeldet der Siegener Sozialhistoriker Jürgen Reulecke – den ich bis dahin noch gar nicht persönlich kennengelernt hatte – mein Büro an der Wiener Uni betrat und mir folgendes sagte: Er habe gerade einen Ruf an die Universität Klagenfurt erhalten, könne dort eine Assistenten-Planstelle besetzen, und biete mir diese an. Ich sagte sofort und mit Begeisterung zu. Leider wurde daraus aber nichts, da Jürgen Reulecke – mit dem ich später in einigen Projekten sehr eng zusammenarbeiten sollte – den Ruf nach Klagenfurt dann doch nicht annahm. Warum war mir eine solche Stelle so wichtig geworden? Wenn ich heute darüber nachdenke, bin ich überzeugt, dass finanzielle Ängste bestenfalls eine Nebenrolle spielten. Ich war mir ziemlich sicher, dass ich mit dem einen oder anderen Projekt meinen Lebensunterhalt würde verdienen können, und dass meine Frau als Lehrerin für ein gesichertes Familieneinkommen sorgte, trug ebenfalls zu unser beider Beruhigung bei. Zwei andere

Gründe waren wichtiger: Zum einen begann ich es als ungerecht zu empfinden, dass ich – im Unterschied zu anderen, die ich nicht für besser qualifiziert hielt – eine derartige Position nicht erreicht hatte. Zum anderen waren meine Chancen auf dem fluiden Markt der Drittmittel doch auch von Patronage, und sei es in ihrer mildesten Form, abhängig. Sosehr ich meinen Patronen dankbar war, so sehr sehnte ich mich nach Emanzipation. Ein verletztes Gerechtigkeitsgefühl und der Wunsch nach völliger Unabhängigkeit wurden zunehmend stärker.

---

## 9. Ausweitung des Themenspektrums auf dem Weg zur Habilitation

---

Meine Dissertation war in einem familiengeschichtlichen Kontext entstanden, und diese Thematik stand auch im Zentrum der Projekte, in denen ich vom Ende der 1970er- bis zum Ende der 1980er-Jahre arbeitete. Wenn ich aber auf die Titel meiner Publikationen aus diesen Jahren blicke und wenn ich mich an Tagungen und Konferenzen erinnere, an denen ich teilnahm, zeigt sich schon zu Anfang der 1980er-Jahre ein viel breiteres Themenspektrum. Neben Arbeitergeschichte, Frauenarbeit (ein Thema der an Einfluss gewinnenden Frauengeschichte), Wohnen (ein Thema der neuen Alltagsgeschichte) und Migration gehörte vor allem die Geschichte des Alters sowie des Handwerks, Kleingewerbes und Kleinbürgertums dazu. Mit der Geschichte des Alters kam ich erstmals 1982 in Berührung. Dieses Jahr war von der UNO zum „Jahr der älteren Generation“ ausgerufen worden, und aus diesem Anlass hatte die damalige österreichische Bundesministerin für Wissenschaft und Forschung, Hertha Firnberg – die in den 1930er-Jahren selbst am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte studiert und promoviert hatte – ein Projekt zum Thema „Der alte Mensch in der Geschichte“ lanciert. Mit Hilfe meines großen Datensatzes konnte ich dazu eine quantitativ abgesicherte Analyse der „Stellung alter Menschen in Haushalt und Familie“ seit dem 17. Jahrhundert beitragen. Ich konnte zeigen, dass das Alleinleben und die Führung eines eigenen Haushalts für ältere Menschen in den Städten der Frühen Neuzeit ähnlich weit verbreitet war wie im 20. Jahrhundert, und dass die Veränderung ihrer familialen Position nicht linear, sondern in einer Kurve verlief.

Vom Anfang der 1980er Jahre an gerieten auch Handwerk und Kleinbürgertum in der europäischen Sozialgeschichte wieder vermehrt in den Blick. In den 1970er-Jahren war der Fokus ganz überwiegend auf der Arbeiterschaft, und hier wiederum vor allem auf der Industrie- und Fabrikarbeiterschaft gelegen. Nun wurde die Vernachlässigung der großen, inhomogenen, und politisch volatilen Schicht des Kleinbürgertums als Mangel empfunden.

(Wieder einige Jahre später sollte dann auch das Bürgertum von Sozialhistorikern entdeckt werden.) In meiner Dissertation hatte ich am Wiener Beispiel die große und völlig unterschätzte soziale und wirtschaftliche Rolle des Handwerks im Industrialisierungsprozess herausgearbeitet und konnte deshalb zu diesem neuen Forschungsfeld beitragen. Mir ging es auch darum, die pauschale Charakterisierung des Kleinbürgertums als konservativ oder reaktionär zu erschüttern und durch eine differenzierte Sichtweise zu ersetzen. Die Gelegenheit dazu boten Konferenzen und Publikationen des deutschen „Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte“ und die „Internationalen handwerksgeschichtlichen Symposien“, die ab 1978 regelmäßig im ungarischen Städtchen Veszprém stattfanden, an denen viele Kollegen aus osteuropäischen Staaten teilnahmen. Am wichtigsten für mich wurde aber eine Serie von round tables zur „Petite bourgeoisie“, die von Heinz-Gerhard Haupt, Geoffrey Crossick und französischen Historikern von Dezember 1981 an vor allem in Paris stattfanden. Diese Tagungen gingen weit über die Wirtschaftsgeschichte hinaus, hier wurden auch die kulturellen und politischen Dimensionen einer Geschichte von Handwerk und Kleinbürgertum diskutiert.

Allen diesen Themenkreisen bin ich seither eng verbunden geblieben. Mit ihnen kam ich in Beziehung zu für mich neuen Forschungsfeldern und Forschungsgruppen, mit ihren jeweils unterschiedlichen thematischen Interessen, sozialen Vernetzungen, und Kommunikationsstilen. Einige dieser Themen lagen nahe an der Geschichte der Familie, und in der Tat wäre es ja wenig sinnvoll, eine Sozialgeschichte zu schreiben, ohne die Familie einzubeziehen. Andere lagen aber doch weitab. Wie war es zu dieser Ausweitung meiner Arbeitsgebiete gekommen? Wenn ich heute darüber nachdenke, scheint mir, dass die Kombination von vier Faktoren wesentlich dazu beigetragen hat, dass ich meine Forschungsinteressen ausweitete und dass meine Ansätze und Ergebnisse auf Interesse in einem breiten Spektrum der Sozialgeschichte stießen: ein Schwerpunkt auf quantitativer Forschung; ein offener Blick über die Quantifizierung hinaus; eine marxistisch gefärbte gesellschaftsgeschichtliche Perspektive; und nicht zuletzt das Interesse am internationalen Vergleich.

Zum Ersten: Meine Aufgabe im Projekt über den „Strukturwandel der Familie“ war die Sammlung und statistische Auswertung quantifizierbarer, listenförmiger Quellen mittels EDV. Das tat ich sehr gerne, der Umgang mit Zahlen machte und machte mir bis heute Freude, und quantitative Evidenz halte ich nach wie vor für unverzichtbar. Zu Beginn der 1980er-Jahre hatten wir in den Wiener Projekten eine Datenbank im SPSS-Format aufgebaut, die Angaben zu rund 250.000 Personen vom 17. bis zum frühen 20. Jahrhundert enthielt. Sie umfasste ländliche Räume aus verschiedenen österreichischen Regionen, und eine Reihe von städtischen Samples aus Österreich, der Schweiz, und Deutschland, aber auch die Stadt Zagreb und Teile von Rom.



Einen wesentlichen Beitrag für den Aufbau dieser Datenbank leistete Manfred Thaller, schon ab 1977 in Wien, und auch nachdem er 1978 am MPI für Geschichte in Göttingen angestellt worden war.<sup>14</sup> Für meine Forschungen zur Arbeiterfamilie benützte ich vor allem ein städtisches subsample von etwa 90.000 Personen. Dies war – für damalige Verhältnisse – ein bemerkenswert großer Datensatz, eine ungewöhnlich breite räumliche Differenzierung, und nicht zuletzt eine zeitliche Erstreckung, die es möglich machte, die Frühe Neuzeit mit dem Industriezeitalter und der Moderne in Beziehung zu setzen. Vor allem aber erwiesen sich Bevölkerungsverzeichnisse als nützlich für Forschungsfragen weit über Größe und Zusammensetzung der Familie hinaus. Sie boten solide empirische Evidenz zu den verschiedensten Aspekten der Sozialstruktur und des sozialen Wandels. Zu Beginn der 1980er-Jahre hatte sich die Sozialgeschichte breit aufgefächert und in vielen Teilgebieten gab es nahezu einen Hunger nach quantitativer Evidenz. Für mich hieß das auch: eine Nachfrage nach meinen Daten.

Zweitens prägte mich aber auch die *communis opinio* auf den – weiter unten ausführlich dargestellten – Tagungen des Familienprojekts, dass Quantifizierung für Erkenntnisgewinn nicht ausreiche. Die Gedanken, die Karin Hausen 1986 zum Stand der Historischen Familienforschung formulierte, brachten auch meine Einstellung zum Ausdruck: „Ohne Frage ermöglicht die systematische quantitative Auswertung serieller Quellen für die Familien und Haushalte aller Bevölkerungsschichten überhaupt erst eine sichere Wahrnehmung und statistische Beschreibung von historischen Strukturgegebenheiten und Verhaltensweisen. Die Deutung dieser reichhaltigen Informationen aber verweist zurück auf eine Vielzahl heterogener und meistens eher qualitativ auswertbarer Quellen. Denn diese erst geben die notwendigen Kenntnisse an die Hand, um quantitative Bestandsaufnahmen zu interpretieren.“<sup>15</sup> Und natürlich hatte der *cultural turn* auch mein Verständnis von Geschichte nachhaltig beeinflusst. Schon damals war mir bewusst, dass sich soziale Beziehungen zwischen einzelnen Menschen wie auch zwischen sozialen Gruppen nur mit einem Mix aus unterschiedlichen Quellen und Methoden verstehen und erklären lassen, und dass die Praxis historischer Akteure unverständlich bleibt ohne Einbeziehung der kulturellen Dimension.

Drittens schloss mein Verständnis der „Multiperspektivität historischer Forschungen und Darstellungen“ (Medick)<sup>16</sup> auch schon damals einen prinzipiell holistischen Ansatz ein, den ich meiner Beschäftigung mit dem Marxismus und zunehmend auch der gerade aufkommenden „Gesellschaftsgeschichte“ verdanke, sei es in ihrer „Bielefelder“ Variante oder der von

---

<sup>14</sup> Thaller, Manfred. 2017. From History to Applied Computer Science in the Humanities. HSR Supplement 29, 16f., <https://www.gesis.org/hsr/volltext-archiv/2017/suppl-29-from-history-to-applied-computer-science-in-the-humanities>.

<sup>15</sup> Hausen, Karin. 1986. A.a.O., 71.

<sup>16</sup> Medick, Hans. 1986. Mikro-Historie. In: Schulz 40-53.

Hobsbawm. Kategorien wie „Gesellschaftsformation“, „Produktionsweise“, oder „Klasse“ schienen mir unverzichtbar zu sein, und auch die „große Erzählung“ hatte (und hat) für mich ihren Platz unter den verschiedenen Formen historischer Darstellung. Besonders nützlich wurde für mich die Kategorie der „kleinen“ oder „einfachen Warenproduktion“ (simple/petty commodity production) als familien- und haushaltsbasierte Produktionsweise, allerdings auf eine Weise, die über die ursprüngliche Marx'sche Konzeption und auch das gegenwärtig dominierende Verständnis hinausging. Für mich bildete „hausrechtlich abhängige Arbeit“ – als eine spezifische Variante von Lohnarbeit – eine wesentliche Komponente der einfachen Warenproduktion, mit der diese sich auch in die Dynamik der Industrialisierung einbetten ließ. Das Konzept der einfachen Warenproduktion ermöglichte es mir, das Handwerk vom späten Mittelalter bis zum frühen industriellen Kapitalismus mit demselben kategorialen Rahmen zu untersuchen.<sup>17</sup>

Und immer wichtiger wurde mir viertens der überregionale und internationale Vergleich als Methode um die Vielfalt gesellschaftlicher Verhältnisse und des sozialen Wandels sichtbar zu machen. In meiner Habilitationsschrift, die ich Anfang 1989 einreichte, kamen die genannten vier Faktoren ebenso zum Ausdruck wie die drei Standorte, denen sie ihre Entstehung verdankt: dem Wiener Institut für Sozialgeschichte und insbesondere dem von Michael Mitterauer initiierten familiengeschichtlichen Forschungscluster, dem MPI für Geschichte in Göttingen, und der Cambridge Group. Bei der Arbeit mit englischen, deutschen und österreichischen Quellen war mir aufgefallen, dass das Heiratsalter in England vom frühen 18. Jahrhundert an bis etwa 1870 kontinuierlich zurückging und erst dann wieder anstieg, während es in Mitteleuropa den entgegengesetzten Verlauf nahm: ein kontinuierlicher Anstieg bis in das dritte Viertel des 19. Jahrhunderts und erst dann ein langsamer Rückgang. Zur Mitte des 19. Jahrhunderts, in den Jahrzehnten der Industriellen Revolution, heirateten die Menschen in England früher als jemals zuvor in der dokumentierten Geschichte, in Deutschland und in der Habsburgermonarchie dagegen später als jemals zuvor. Wie war das zu erklären? Mein Ansatz lag in den unterschiedlichen Entwicklungen der Lohnarbeit. In England hatte sich „doppelt freie Lohnarbeit“ – frei von Besitz an Produktionsmitteln, aber auch frei von persönlichen Abhängigkeiten und Bindungen – im Lauf der Frühen Neuzeit durchgesetzt. Lohnarbeit und uneingeschränkte Freiheit der Eheschließung waren zu – wie ich es nannte – „sozialen Traditionen“ geworden. In Mitteleuropa war Lohnarbeit dagegen überwiegend hausrechtlich abhängige Arbeit, die Einbindung des bäuerlichen Gesindes und der Handwerksgesellen in den Haushalt des Bauern oder des Handwerksmeisters. Hier verfestigte sich das Aufschieben der Heirat bis zur – erhofften – Selbständigkeit oder der lebenslange Verzicht auf die Ehe zu

---

<sup>17</sup> In meinem bisher letzten Aufsatz (Early Modern Wage Labour as a Life Phase, 2023) greife ich diesen Ansatz noch einmal umfassend auf.

einer sozialen Tradition. Die soziale Praxis der „kleinen Warenproduktion“ wurde verstärkt durch ideologische Konstrukte und gesetzliche Regelungen, die das Recht zur Eheschließung an Besitz und wirtschaftliche Selbständigkeit knüpften. In England war der „free married journeymen“ zum Prototyp des Lohnarbeiters geworden, in Mitteleuropa der ledige, im Haushalt des Meisters lebende Geselle.

Diesen Ansatz unterfütterte ich mit einer Fülle an statistischen Daten, die mir auch berufsspezifische und regionale Differenzierungen erlaubten, vom nördlichen England bis zum östlichen Galizien, der heutigen Westukraine. Eine der Voraussetzungen dafür war, dass mir damals zusätzlich zu den eigenen Datenbanken auch schon andere große maschinenlesbare Datensätze zur Verfügung standen, wie das „National Sample of the 1851 Census of Great Britain“ oder die Aggregatdaten aus den deutschen Berufszählungen 1882-1907 des VASMA Projekts der Universität Mannheim. Die Ergebnisse der Statistik wiederum versuchte ich mit gesellschaftlichen Diskursen über Ehe und Familie zu verknüpfen, und auch mit subjektiven Wahrnehmungen einzelner Frauen und Männer. All dies zusammen ergab für mich das Bild festgefügt sozialer Traditionen, die durch die Industrielle Revolution nicht erschüttert, sondern verfestigt wurden. Nicht nur freie Lohnarbeit, sondern auch hausrechtlich abhängige Lohnarbeit erwiesen sich als kompatibel mit der Industriellen Revolution und der Expansion des Kapitalismus. In meinem Habilitationsvortrag an der Uni Wien am 24. Mai 1989 zog ich den verallgemeinernden Schluss: „Die revolutionäre Ausbreitung kapitalistischer Produktionsverhältnisse im 19. Jahrhundert fegte die alten sozialen Beziehungen nicht vollends beiseite. Sie stieß mit bestehenden sozialen Traditionen zusammen und arrangierte sich mit ihnen in komplexer Weise: zerstörerisch, modifizierend, aber eben auch bewahrend, ja sogar traditionelle Verhaltensweisen und Institutionen bekräftigend. Letzteres war bei den Heiratsmustern der Fall.“

Die Habilitationsschrift wurde problemlos angenommen, nicht zuletzt wegen überaus freundlicher Gurtachten von Michael Mitterauer und Ernst Bruckmüller, und die Kommission erteilte mir am selben Tag die Lehrbefugnis für „Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“. Jürgen Kocka lud mich zur Veröffentlichung in den „Kritischen Studien zur Geschichtswissenschaft“ ein, und ich machte mich an eine Überarbeitung für den Druck. Da ich auch in dieser Zeit öfter am MPI für Geschichte in Göttingen war, kam ich in direkten Kontakt mit Winfried Hellmann, den Leiter des Verlags Vandenhoeck & Ruprecht, bei dem die „Kritischen Studien“ bis heute erscheinen. Hellman verdanke ich viele konstruktive Anregungen, aber auch zwei Einwände, über die ich weniger glücklich war. Die Habilitationsschrift trug den Titel „Das Heiratsverhalten und die Traditionen des Kapitalismus“. Hellmann konnte sich damit gar nicht anfreunden und überredete mich schließlich zu „Heiratsverhalten, Sozialstruktur, ökonomischer Wandel“. Und er überzeugte mich

auch, ein kleines abschließendes Kapitel zu streichen, in dem ich – eher illustrativ – Autobiographien von englischen und deutschen Arbeitern aus dem 19. Jahrhundert einbezogen hatte. Damals überwog die Freude, in dieser Reihe – dem Flaggschiff der Historischen Sozialwissenschaft – veröffentlichen zu können, und ich setzte Hellmanns Änderungsvorschlägen wenig Widerstand entgegen. Heute meine ich, dass mein alter Titel doch der pfiffigere gewesen wäre, und auch der Verzicht auf den autobiographischen Zugang tut mir nachträglich leid.

---

## 10. „Ein ungewöhnliches Experiment“: Die Tagungen des Projekts „Strukturwandel der Familie im europäischen Vergleich“ und der *cultural turn*

---

Durch die ganzen 1980er-Jahre hindurch hatte ein weiterer glücklicher Umstand meine wissenschaftliche Laufbahn befördert. Die in Wien angesiedelten konkreten Forschungen des Projekts „Strukturwandel der Familie im europäischen Vergleich“ sollten durch jährliche Tagungen ergänzt und erweitert werden, auf denen inhaltliche und methodische Probleme der Historischen Familienforschung ohne jegliche Einschränkung und unter breiter interdisziplinärer und internationaler Beteiligung diskutiert werden konnten. Karin Hausen hat viel später der Entstehung des Projekts und dem Ablauf dieser Tagungen eine berührende autobiografische Skizze gewidmet.<sup>18</sup>

Die fünf im Projekt der VW-Stiftung vorgesehen Konferenzen verliefen so erfolgreich, dass sie nach Projektende mithilfe anderer Finanzierungen fortgesetzt werden konnten, sodass der gesamte Zyklus insgesamt zehn jährliche Tagungen über einen Zeitraum von 1977 bis 1987 umfasste, die überwiegend am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen, an der Universität Wien, und bei der Werner-Reimers-Stiftung in Bad Homburg stattfanden und zuletzt sogar von den Teilnehmern selbst finanziert in Salzburg (1985) und Mannheim (1987). In den Worten von Karin Hausen bildete diese Tagungsreihe ein „ungewöhnliches Experiment“. (Hausen 2008, 1975) Ungewöhnlich war sie in mehrfacher Hinsicht: Sie umfasste einen stabilen Kern von etwa zwei Dutzend Personen, die regelmäßig teilnahmen, zumindest vier Mal und öfter, einige von ihnen jedes Mal. Dazu kamen rund 30 weitere Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die ein, zwei, oder drei Mal zur Kerngruppe gestoßen waren. Etwas mehr als ein Drittel aller Beteiligten waren Frauen – immer

---

<sup>18</sup> Hausen, Karin. 2008. „Wissenschaft und Leben. Eine Serie wissenschaftlicher Arbeitstagungen zur Familiengeschichte in den Jahren 1977 bis 1983. Ein Rückblick.“ In: *Gelehrtenleben. Wissenschaftspraxis in der Neuzeit*, hg. von Alf Lüdtke und Reiner Prass, 175-184. Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag; hier auch ein Überblick über die Themen und Teilnehmer der Tagungen (182-184).

noch weit weg von Geschlechterparität, aber in den 1970er- und frühen 1980er-Jahren doch schon ein deutliches Signal in diese Richtung. Breit gefächert waren die beteiligten Disziplinen: ein weites Spektrum von unterschiedlichen Zugängen in den historischen Wissenschaften, wie auch in der Soziologie, der Demographie und anderen. All dies schuf ein intellektuell überaus anregendes Diskussionsforum, das zugleich die wesentlichen Strömungen und empirischen Forschungen zur Geschichte und aktuellen Situation der Familie abbildete.

Dazu kommt, dass die Periode von 1977 bis 1985 in einem sehr speziellen wissenschaftsgeschichtlichen Kontext stand: Der „cultural turn“ kam nun auch im deutschsprachigen Raum zur vollen Entfaltung, und dementsprechend änderten sich im Verlauf dieser zehn Jahre die Erkenntnisinteressen und methodischen Präferenzen einer ganzen Reihe der ständigen Teilnehmerinnen und Teilnehmer.<sup>19</sup> Einige Beispiele aus dem „inneren Kreis“ der Tagungsserie zeigen diesen Wandel besonders deutlich: Michael Mitterauers Interesse an der Geschichte der Familie war 1972 entstanden, als er zufällig während des Sommerurlaubs im Salzburgerischen auf listenförmige Quellen aus dem 17. und 18. Jahrhundert stieß, in denen alle Angehörigen einer Pfarre aufgelistet waren, geordnet nach Haushalten und versehen mit Merkmalen wie Alter, Familienstand, Haushaltsposition, Beruf und Status, und anderem mehr. Dies waren quantifizierbare Quellen und in der Tat wertete sie Mitterauer statistisch aus, mittels einfachster Auszählungen auf Papier, ohne maschinelle Unterstützung. Das 1976 bei der Stiftung Volkswagenwerk eingereichte Projekt sollte die Auswertung von „Personenstandslisten“ auf eine vergleichende europäische Ebene heben und die erhoffte Masse an Quellen dieser Art mithilfe von maschineller Datenauswertung analysieren. Diese erste Phase von Mitterauers Familienforschung stand ganz im Zeichen des Quantifizierungs-Paradigmas.<sup>20</sup> Während der Laufzeit des Projekts begannen sich seine Interessen zu verändern: kein Bruch mit der Quantifizierung, wohl aber eine Schwerpunktverlagerung zur Geschichte des Alltagslebens, zu individuellen Ego-Dokumenten, und zu kulturanthropologischen Fragestellungen. 1983 gründete Mitterauer die bis heute bestehende „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“, die ältere Menschen vor allem der unteren Schichten anregte, Lebensbeschreibungen zu verfassen, die diese

---

<sup>19</sup> Unerlässlich für diese Thematik Bachmann-Medick, Doris. 2006. *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

<sup>20</sup> So schon in seinem ersten Aufsatz zu diesem Thema, dessen Fokus auf „Familiengröße und Familienstruktur“ liegt: Mitterauer, Michael. 1973. „Zur Familienstruktur in ländlichen Gebieten Österreichs im 17. Jahrhundert“. In: *Beiträge zur Bevölkerungs- und Sozialgeschichte Österreichs*, hg. von Heimold Helczmanovszki, 168-222. München: Oldenbourg; und besonders deutlich in dem oben zitierten Heft von *Geschichte und Gesellschaft*, in dem er sich an Peter Laslett's Forschungen zu „size and structure of the domestic group“ abarbeitet: Mitterauer, Michael. 1975. „Familiengröße – Familientypen – Familienzyklus. Probleme quantitativer Auswertung von österreichischem Quellenmaterial“. In: *Geschichte und Gesellschaft*, Bd. 1, H. 2/3, 226-255.

Texte dann archivierte, und viele von ihnen in der ebenfalls 1983 gemeinsam mit dem Böhlau Verlag gegründeten Buchreihe „Damit es nicht verloren geht...“ veröffentlichte.<sup>21</sup> Hans Medick hatte 1977 gemeinsam mit Peter Kriedte und Jürgen Schlumbohm – auch er ein regelmäßiger Teilnehmer an den Tagungen – die Studie „Industrialisierung vor der Industrialisierung“ veröffentlicht, die das Konzept der „Proto-Industrialisierung“ in der internationalen Historiographie verankerte. Das Interesse der Autoren dieses höchst einflussreichen Buchs lag auf theoretischer Modellbildung zur Funktionsweise eines spezifischen sozio-ökonomischen und „demo-ökonomischen“ Systems, und dessen Einbettung in die Makro-Geschichte des Kapitalismus. 1984 veröffentlichte Hans Medick den Aufsatz „Missionare im Ruderboot?“ und – gemeinsam mit David Sabeau (ebenfalls regelmäßiger Teilnehmer) – den Band „Emotionen und materielle Interessen“ (der auch einen Aufsatz von Karin Hausen zum „Deutschen Muttertag“ enthält). Diese Publikationen enthielten eine grundlegende Kritik des Paradigmas der „Historischen Sozialwissenschaft“ und ein starkes Plädoyer für sozial- und kulturanthropologische Perspektiven in der historischen Forschung, nicht zuletzt in der Familienforschung.<sup>22</sup>

Als weitere Beispiele für den Wandel der Methoden und Erkenntnisinteressen, der in der Kerngruppe der Tagungsserie in den Jahren 1977 bis 1987 stattfand, möchte ich zunächst auf Arthur E. Imhof verweisen. 1977 veröffentlichte er seine „Einführung in die Historische Demographie“, die zu einem Klassiker der am stärksten quantitativ orientierten Teildisziplin der Sozialgeschichte wurde. 1984 diente die Demographie in seinem Buch über „Die verlorenen Welten“ vor allem als Ausgangspunkt für mentalitätsgeschichtliche Reflexionen.<sup>23</sup> Und letztlich begannen Heidi Rosenbaum und parallel mein Wiener Kollege Reinhard Sieder – ebenfalls ein ständiger Teilnehmer an den Tagungen – um 1985 mit „oral history“ basierten Forschungen, die einen differenzierten Zugang zur Vielfalt der Familienbeziehungen und Lebenswelten von städtischen Arbeitern im frühen 20. Jahrhundert öffneten. Ihre auf einzelne Städte (Wien bei Sieder) oder Stadtviertel (Linden in Hannover bei Rosenbaum) konzentrierten Studien führten „offene Erinnerungsinterviews“ (Sieder) und „retrospektive Befragungen“ (Rosenbaum) in die deutsch-

---

<sup>21</sup> Mitterauer, Michael. 1983. „Vorwort.“ In: Maria Gremel, *Mit neun Jahren im Dienst. Mein Leben im Stübl und am Bauernhof 1900-1930*, 7-10. Wien/Köln/Graz: Böhlau Verlag (= Damit es nicht verloren geht..., Bd. 1).

<sup>22</sup> Medick, Hans. 1984. „‘Missionare im Ruderboot?’ Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte.“ In: *Geschichte und Gesellschaft*, Bd.10, H. 3, 295-319; Medick, Hans, und David W. Sabeau, Hg. 1984. *Emotionen und materielle Interessen: sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

<sup>23</sup> Imhof, Arthur E. 1977. *Einführung in die Historische Demographie*. München: Verlag C.H. Beck; Imhof, Arthur E. 1984. *Die verlorenen Welten. Alltagsbewältigung durch unsere Vorfahren – und weshalb wir uns heute so schwer damit tun*. München: Verlag C.H. Beck.

sprachige Historische Familienforschung ein.<sup>24</sup> Ein knappes Jahrzehnt später gehörten einige Kolleginnen und Kollegen aus diesem Kreis zu den Initiatoren, Herausgebern und Beiräten der ab 1993 erscheinenden Zeitschrift „Historische Anthropologie. Kultur-Gesellschaft-Alltag“.

Karin Hausens Bezeichnung dieser Tagungsserie als „ungewöhnliches Experiment“ (siehe oben) bezog sich allerdings nicht nur – und auch nicht in erster Linie – auf die verhandelten Inhalte, sondern auf den Stil der Kommunikation. Angestrebt wurde eine nicht-hierarchische soziale Atmosphäre, in der ausschließlich das Argument, und nicht die Position im Wissenschaftsbetrieb zählten sollte. Und zweitens sollten Verwertungszwänge welcher Art auch immer ausgeschlossen sein. Ausschließlicher Zweck der Tagungen sollte der Erkenntnisgewinn in den Köpfen der einzelnen Teilnehmer sein, und weder Zusammenfassungen noch Abschlussberichte oder gar Publikationen. Für mich, der ich gerade am Beginn einer möglichen – wenn auch noch eher unwahrscheinlichen und jedenfalls in keiner Weise sicheren – wissenschaftlichen Laufbahn stand, erbrachten diese Treffen, erstens, einen großen Zugewinn an Reflektiertheit und an methodischer Sensibilität. Meine Verankerung in der quantifizierenden Forschung wurde durch kulturgeschichtliche Perspektiven ergänzt und bereichert. Zweitens verdanke ich diesem Tagungszyklus eine Vielzahl von sozialen Kontakten im wissenschaftlichen Feld, von denen sich einige auch zu dauerhaften Freundschaften entwickelten. Und nicht zuletzt gewann ich in diesem Kontext beträchtliche Erfahrungen mit praktischen Fragen der Organisation, für die ich – als einziger voll in dem Projekt Beschäftigter – Verantwortung trug. Kurzum: Ich verdanke dieser Tagungsserie einen enormen Zuwachs an Kenntnissen und an sozialem, kulturellem und symbolischem Kapital.

---

## 11. Die vielen Einstiege in die akademische Lehre

---

Die Anstellung als Forschungsassistent am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte gab mir auch die Möglichkeit, erste Erfahrungen mit der universitären Lehre zu sammeln. Ich hatte großes Interesse an Lehrtätigkeit, aber der Zugang zu ihr wurde durch zwei hohe Hürden erschwert: Erstens war ich ja für ein Forschungsprojekt angestellt und verantwortlich, und es war damals keineswegs selbstverständlich, ja eher ungewöhnlich, dass Vertragsassistenten auch Lehraufgaben übertragen bekamen. Zweitens wurde in den 1970er- und 1980er-Jahren an der Universität Wien die Habilitation noch sehr

---

<sup>24</sup> Rosenbaum, Heidi. 1992. Proletarische Familien. Arbeiterfamilien und Arbeiterväter im frühen 20. Jahrhundert zwischen traditioneller, sozialdemokratischer und kleinbürgerlicher Orientierung. Frankfurt/Main: Suhrkamp (zum Zeitraum der Befragungen: 19-21). Sieder, Reinhard. 1988. Zur alltäglichen Praxis der Wiener Arbeiterschaft im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Ungedruckte Habilitationsschrift: Universität Wien.

viel strikter als in späteren Jahren als Grundvoraussetzung für universitäre Lehre erachtet. Bloße Promovierte konnten unter Umständen in Randbereichen selbständig und eigenverantwortlich unterrichten, aber nicht in den Kernfächern einer Studienrichtung. Da das Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte aber gerade in einigen solcher Randbereiche aktiv war, öffneten sich mir doch einige Zugänge zur Lehre.

Dazu gehörte, als früheste und erste Erfahrung, die informelle Mitwirkung an Proseminaren und Seminaren. Insbesondere Peter Feldbauer, Assistent am Institut seit 1970, habilitiert ab 1977 und damit als „Dozent“ weitgehend frei in der Gestaltung seiner Lehre, bot mir immer wieder diese Chance. Bei Peter Feldbauer waren das insbesondere sozialpolitisch relevante Themen wie Kinderarbeit, Jugendfürsorge, oder die „Wohnungsfrage“. Von ihm lernte ich viel über die systematische Vorbereitung, Planung und Durchführung von Seminaren, und er förderte meine soziale Integration in das Institut besonders stark – abgesehen von Michael Mitterauer natürlich, aber im Unterschied zu Mitterauer nicht als „Patron“ und Chef, sondern als – wenn auch bereits etablierter – „peer“.

Michael Mitterauer war allerdings hauptverantwortlich für einen zweiten Zugang zur Lehre. Seine vielfältigen Initiativen zur Stärkung sozialgeschichtlicher Themen im Geschichtsunterricht habe ich schon weiter oben angesprochen, vor allem am Beispiel der Zeitschrift „Beiträge zur historischen Sozialkunde“. In der zweiten Hälfte der 1970er-Jahre regte Mitterauer eine zweite Schiene an, nämlich die Abhaltung von sozialgeschichtlichen Fortbildungsseminaren für Lehrer an Allgemeinbildenden Höheren Schulen (AHS), also an Gymnasien und ähnlichen Schultypen. Diese Seminare fanden als einwöchige Klausuren in Bildungshäusern quer durch Österreich statt und behandelten Themen wie Familie, Arbeit oder Freizeit. Sie wurden geleitet von kleinen, interdisziplinär zusammengesetzten Teams, zu denen immer auch ein Gruppendynamiker gehörte. Die teilnehmenden Lehrer sollten nicht nur fachliche Anregungen erhalten, sondern auch sensibilisiert werden für die Wahrnehmung und Beeinflussung psycho-sozialer Prozesse, wie sie in Schulklassen, Lehrerkollegien, oder jeder anderen Gruppe ablaufen. Ich war von Anfang an in diese Seminare eingebunden, als Referent, als Teilnehmer an sehr intensiven Diskussionen in – nach politischer Einstellung, sozialer und regionale Herkunft, Geschlecht, Alter und Generationenzugehörigkeit – völlig inhomogenen Gruppen von Lehrerinnen und Lehrern. Ich denke, dass mir die gruppendynamischen Reflexionen, die auch in unserem Leitungsteam stattfanden, für meine eigene Lehre – aber auch für viele andere Lebensbereiche – enorm genützt haben. Für mich bedeuteten diese Seminare aber noch einen zusätzlichen Schritt in der akademischen Laufbahn. Ihre institutionelle Grundlage beruhte auf einer Kooperation zwischen dem Unterrichtsministerium, das Lehrer zur Teilnahme anregte und für eine Woche vom Unterricht freistellte, und der Universität Wien, die diese Aktivität



als „Absolventenfortbildung“ und damit als offizielle universitäre Aufgabe betrachtete. Nachdem ich schon einige Male informell teilgenommen hatte, wurde mir 1980 auch ein offizieller Lehrauftrag erteilt, und ich durfte mich nunmehr mit dem Titel eines „Universitätslektors“ schmücken. Mitte der 1980er-Jahre wurde diese Form der Lehrerfortbildung in Österreich als „Hochschullehrgang Politische Bildung“ auf eine neue institutionelle Grundlage gestellt. Ich blieb diesem Hochschullehrgang für viele Jahre in unterschiedlichen Funktionen verbunden, oft im Team mit meinen älteren Wiener Kollegen Ernst Bruckmüller und Hannes Stekl, für einige Zeit sogar als Leiter und Organisator.

Ein dritter Zugang zur Lehre lag in der Quantifizierung und Computeranwendung, damals ebenfalls ein gerade im Entstehen begriffener Randbereich. In den 1970er-Jahren fand EDV in der österreichischen Geschichtswissenschaft erst an wenigen Stellen statt, allen voran bei Gerhard Botz in Linz und später Salzburg, am „Forschungsinstitut für Historische Grundwissenschaften“ an der Universität Graz, und eben in der Wiener Wirtschafts- und Sozialgeschichte bei Mitterauer. Um 1980 herum begann sich das Interesse an Quantifizierung und Computeranwendung, oder zumindest ihre Akzeptanz, aber stark auszuweiten, und damit das Bedürfnis, sie auch in der Lehre in das Spektrum historischer Methoden einzubeziehen. Da es unter den Wiener Historikern zu dieser Zeit kaum jemanden gab, der so intensiv mit der Sammlung und Aufbereitung quantifizierbarer Quellen befasst war wie ich, öffnete sich mir die Chance, meine Erfahrungen auf diesem Gebiet in die Lehre einzubringen. Dass ich dazu überhaupt in der Lage war, verdanke ich aber auch den Methodenkursen von Gerhard Botz an der Universität Linz. Einer der Vortragenden, Wilhelm H. Schröder aus Köln, hatte mich inhaltlich, aber auch in der Art des Vortrags, ganz besonders beeindruckt. Ihm verdanke ich wesentliche Anregungen für meine eigene Lehre.

Von 1984 bis 1989 bot ich zunächst einmal im Jahr, später in jedem Semester, eine zweistündige „Einführung in die EDV für Historiker“ an, zu dem dann auch ein Kolloquium für Diplomanden und Dissertanten über „Konkrete Anwendungsprobleme der EDV in der historischen Forschung“ kam. Dieser letzte LV-Typus war mir ein besonderes Anliegen, weil deren Teilnehmern in ihren Qualifikationsarbeiten tatsächlich EDV anwandten. In diesen relativ kleinen Gruppen konnte man ganz konkrete praktische Probleme der Quantifizierung und Computeranwendung ausführlich diskutieren. Mein Konzept dieses Kolloquiums beruhte auf einer selbstkritischen Reflexion der eigenen Praxis, mit der ich Studierende vor unbedarfter EDV-Anwendung bewahren wollte. Diese Erfahrungen schienen mir damals auch für andere Hochschullehrer interessant zu sein, mehrfach habe ich sie in Publikationen vor- und zur Diskussion gestellt.

Bei den Teilnehmern der „Einführungen“ dagegen herrschten unterschiedliche Motive vor. Manche hatten ein ernsthaftes Interesse an quantitativen

Methoden, andere aber waren schlicht und einfach neugierig darauf, wie ein Computer aussah und was passieren würde, wenn man auf eine Tastatur drückte. PCs waren zu dieser Zeit noch eine ausgesprochene Rarität, und kaum ein Student hatte jemals praktische Erfahrungen mit diesem Werkzeug machen können. Der Übungsraum des Rechenzentrums der Universität Wien, in dem an die 20 oder 30 Monitore standen, war für diese Studierenden außerordentlich attraktiv, und die Lehrveranstaltung öffnete ihnen den Weg dorthin.

Ein weiterer Randbereich der Lehre, der mir als Forschungsassistent zugänglich war, bestand in inter- und transdisziplinären Lehrveranstaltungen. Auch Interdisziplinarität begann für Historiker erst in den 1970er-Jahren als relevant wahrgenommen zu werden. Der große Treiber dieser Innovation war die Historische Sozialwissenschaft, wie sie seit dem deutschen Historikertag 1972 von Bielefeld und anderen deutschen Zentren auch nach Österreich ausstrahlte. Das Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte war sehr empfänglich für diesen Trend, vor allem Soziologen und Ökonomen erschienen nun als „natürliche“ Partner, mit deren Theorien und Methoden man sich auseinandersetzen hätte. Mitterauer dachte noch viel breiter, für seine Studien zu Familie und Verwandtschaft zog er auch Volkskunde, Sozialanthropologie, Kunstgeschichte, Rechtsgeschichte, und eine breite Palette von „area studies“ heran. Vor diesem Hintergrund kamen interdisziplinäre Lehrveranstaltungen in Mode, auch wenn die meisten Historiker noch vor diesem unbekanntem Terrain zurückschreckten. Dies öffnete Räume für jüngere Uniangehörige wie mich, die als Mitarbeiter in Forschungsprojekten und in der Lehrerfortbildung bereits interdisziplinär sozialisiert worden waren. Meinen ersten Lehrauftrag für ein „Seminar“, also eine zentrale Lehrveranstaltung für fortgeschrittene Studierende, erhielt ich im Wintersemester 1983 für ein „interdisziplinäres Seminar für Sozialkunde“, das ich gemeinsam mit einem befreundeten Sozialphilosophen abhielt. Es trug den schönen Titel „Theoretische Grundfragen der Sozialstruktur und ihre historisch-empirische Erforschung am Beispiel Österreichs“. Interdisziplinarität gewann aber nicht nur bei Historikern an Bedeutung, sondern steigerte umgekehrt auch bei Sozialwissenschaftlern das Interesse an Geschichte. Die Wiener Soziologie führte in den 1980er-Jahren verpflichtende historische Lehrveranstaltungen in ihre Studienpläne ein. Von 1986 bis 1988 hielt ich in diesem Fach Proseminare zu wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Themen ab. Dabei lernte ich einen ganz anderen Typus von Studierenden kennen, als ich von der Geschichte gewohnt war: viel mehr interessiert an aktuellen gesellschaftspolitisch relevanten Themen, ihrer theoretischen Durchdringung, ihrer empirischen Analyse. Nicht zuletzt traf ich hier zum ersten Mal auf Studierende aus Gastarbeiterfamilien türkischer und jugoslawischer Herkunft, die der ersten oder zweiten Generation von Arbeitsimmigranten angehörten – eine bereichernde Erfahrung, die ich auf der Geschichte damals noch nicht gemacht hatte.

Letztlich möchte ich noch anführen, dass in der ersten Hälfte der 1980er-Jahre meine Lehrtätigkeit auch über den universitären Rahmen hinausging. Ich unterrichtete „Geschichte der Arbeiterschaft und der Arbeiterbewegung“ an der Sozialakademie der Wiener Arbeiterkammer, einer Einrichtung, die aktiven Betriebsräten eine fundierte Bildung zu vielen Lebensbereichen vermitteln sollte. Und ich wurde auch regelmäßig zu sozialgeschichtlichen Vorträgen an Wiener Volkshochschulen eingeladen. Den Höhepunkt bildete das Jahr 1983, in dem eine ganze Reihe von Wiener Volkshochschulen den 100. Todestag von Karl Marx in ihr Bildungsprogramm aufnahmen. Ich erinnere mich an entsprechende Auftritte in Wiener Arbeiterbezirken wie Floridsdorf, Brigittenau und nicht zuletzt Ottakring, wo man mir die Organisation eines Vortragszyklus über ein ganzes Semester angeboten hatte. Dies gab mir die Möglichkeit, eine Reihe von marxistischen Theoretikern einzuladen, die unterschiedliche Perspektiven und auch unterschiedliche politische Zugehörigkeiten repräsentierten. Der Prominenteste unter ihnen war sicherlich der polnische Philosoph Adam Schaff, Mitglied des Club of Rome, und regelmäßiger Gastprofessor an der Wiener Uni. Ich erinnere mich mit großem Vergnügen an Diskussionen zwischen redegewandten Vortragenden und einem Publikum, dem jeder akademische Habitus fremd war – sehr lebendige Debatten, auch wenn sie mitunter einen eher rustikalen Charakter annahmen.

Trotz aller Beschränkungen für Nicht-Habilitierte und Projektmitarbeiter wurde die Lehre im Lauf der 1980er-Jahre zu einem substantiellen Teil meiner Tätigkeit an der Universität Wien. Eine zusätzliche Dimension erreichte sie, als ich im Februar 1987, mit mittlerweile 39 Jahren, auf die Planstelle eines Universitätsassistenten wechseln konnte. Dies bedeutete einen Schritt vom Rand in das Zentrum der universitären Lehre, konkret die Betrauung mit einem „Proseminar für Neuere Geschichte“, für das ich im ersten Semester eines meiner Lieblingsthemen auswählte, nämlich „Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert“. Zusammen mit meinen alten Engagements an den Rändern unterrichtet ich nun im Studienjahr 1987/88 sowohl im Winter- wie auch im Sommersemester jeweils 10 Wochenstunden, und dazu kam noch ein Lehrauftrag an der Universität Salzburg im Rahmen der von Gerhard Botz organisierten Methodenkurse. Dies war ein durchaus ansehnliches, wenn auch freiwillig eingegangenes, „Lehrdeputat“ für einen Assistenten, der gerade mitten im Abschluss seiner Habilitationsschrift stand. Ich bin allerdings überzeugt, dass dieses Engagement in der Lehre in mehrfacher Hinsicht für mich prägend und wichtig war: Es hat zur Festigung meiner beruflichen Position und meines Status im Universitätsbetrieb wesentlich beigetragen; es hat meinen Blick weit hinaus über die eigenen Forschungen und politischen Interessen geöffnet; und es hat meine Befangenheit, vor kleineren oder größeren Gruppen unterschiedlicher Menschen längere Zeit frei zu sprechen, stark abgeschwächt – ganz verloren habe ich sie allerdings nie.

Nachdem ich 1989 habilitiert war, konnte ich nun Vorlesungen und Hauptseminare nach eigenem Ermessen anbieten und engagierte mich dabei besonders für einen neuen Lehrveranstaltungstypus, sogenannten „Studienprojekten“, die sich über zwei Semester hinweg erstreckten: ein erstes Semester, in dem inhaltliche Grundlagen zu einem Thema geschaffen wurden, und ein zweites Semester, das dazu exemplarische Einstiege in die Praxis der historischen Forschung bieten sollte. Im Studienjahr 1989/90 hatte ich dafür die Geschichte frühneuzeitlicher Sozialstrukturen und insbesondere des Handwerks gewählt, und für den zweiten, praxisorientierten Teil die Auswertung der Archivbestände einzelner Wiener Zünfte vorgesehen. Zunftarchive erwiesen sich als ungemein reichhaltig und vielfältig, da sie drei Quellentypen umfassen, die unterschiedliche methodische Verfahren erfordern: normative Quellen wie Zunftordnungen; quantifizierbare Quellen wie z.B. Listen aus- und einwandernder Gesellen mit Herkunftsorten, Aufenthaltsdauer, und anderen Informationen; sowie Korrespondenzen oder Protokolle von Versammlungen, die Einblicke in die Praxis der Zünfte bieten. Ein Teil dieser Archive wurde im Wiener Stadtarchiv zentralisiert, viele von ihnen haben aber auch die Auflösung der Zünfte 1859 überstanden und werden bis heute von deren Nachfolgeorganisationen – gewerblichen Genossenschaften oder „Innungen“ – aufbewahrt. Den Abschluss des Projekts bildete im Juni 1990 eine Exkursion nach Sachsen als einer der dynamischsten und vielfältigsten Wirtschaftsregionen des frühneuzeitlichen Europas. Als wir im Herbst 1989 mit der Planung dieser Exkursion begannen, wurde die DDR noch von Erich Honecker regiert, und unser Ansprechpartner war die Reiseabteilung der Freien Deutschen Jugend (FDJ). Als wir im Juni 1990 ankamen, stand die Währungsreform kurz bevor, und das Ende der DDR als Staat war abzusehen. Aus unserer frühneuzeitlichen Exkursion war unversehens eine zeitgeschichtliche geworden. Wenn ich heute versuche, meine Lehrveranstaltungen zu überblicken, dann scheint mir, dass dieses „Studienprojekt“ vielleicht die erfolgreichste von allen war. Einige Teilnehmer haben später eine wissenschaftliche Laufbahn eingeschlagen. Ich selbst wurde zur intensiven Arbeit mit handwerksgeschichtlichen Quellen motiviert und habe anschließend auch drittmittelgeförderte Projekte dazu initiiert.

---

## 12. Politische Aktivitäten an der Universität

---

Nachdem ich den Status eines Dissertanten erreicht hatte und auch meine soziale Integration in das Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte stärker geworden war, begann ich mich selbst immer weniger als Student, und immer mehr als Wissenschaftler zu fühlen. Meinen Platz in der Universität als politischem Raum sah ich nun nicht mehr in der Studentenbewegung, sondern im universitären Mittelbau. Die große Mehrheit der Lehrenden an

Österreichs Universitäten war zu dieser Zeit katholisch orientiert, wenn sich auch der Katholizismus im Gefolge von 1968 ausdifferenziert hatte und vielfältigen progressiven Positionen Raum bot. Daneben gab es noch eine beträchtliche Gruppe von weit rechtsstehenden, einer deutsch-nationalen Tradition verbundenen Hochschullehrern, und eine Minderheit von Sozialdemokraten. Unter Assistentinnen (noch wenige) und Assistenten war aber auch der Einfluss der verschiedenen Strömungen der Studentenbewegung spürbar. 1975 hatte die sozialdemokratische Alleinregierung unter Bruno Kreisky ein neues Universitäts-Organisationsgesetz (UOG) verabschiedet, das die drittelparitätische Zusammensetzung (fast) aller Entscheidungsgremien vorsah und damit die Macht der Professoren beschränkte. Im Mittelbau entstanden vielfältige Initiativen, um die neuen Möglichkeiten in den universitären Gremien nützen zu können, wie zum Beispiel an meiner Universität die „Gewerkschaftliche Arbeitsgemeinschaft Kritische Universität“ (GAKU). Mein Doktoratsstudium und meine ersten Annäherungen an die „Wissenschaft als Beruf“ fielen in eine Zeit des Wandels und des Aufbruchs an den österreichischen Universitäten und wären wohl ohne diesen Kontext kaum möglich gewesen. Gerade im Mittelbau begann sich ein links-liberales Milieu herauszubilden, das durchaus offen auch für radikalere politische Positionen war. In diesem Milieu fühlte ich mich sehr zu Hause.

Zugleich blieb ich aber so stark in „marxistisch-leninistischen“ Denkweisen verhaftet, dass mir das Fehlen einer explizit kommunistischen Organisation von Hochschullehrern als Mangel erschien, dem abgeholfen werden müsse. Ein gutes Dutzend von „Genossen“, die an verschiedenen österreichischen Universitäten tätig waren, dachte ähnlich. Die meisten von ihnen waren junge Assistenten, die dem Kommunistischen Studentenverband angehört hatten, aber dazu gehörten auch einige ältere Professoren, die im antifaschistischen Widerstand oder im Exil zur KPÖ gestoßen waren. Einige von ihnen waren in der internationalen – „moskaufreundlichen“ – Friedensbewegung aktiv, z.B. im Weltfriedensrat, aber auch in den Pugwash Conferences.<sup>25</sup>

Aus dieser Gruppe gingen zwei Initiativen hervor, die über Jahre hinweg im Zentrum meines politischen Engagements an der Universität standen und einen durchaus ansehnlichen Teil meiner Zeit und Energie in Anspruch nahmen. Die erste war die Gründung einer gewerkschaftlichen Organisation, die wir „Linksblock fortschrittlicher Hochschullehrer“ nannten.<sup>26</sup> Wie mir heute rückblickend scheint, verfolgten wir dabei vor allem das symbolische Ziel, als Kommunisten Präsenz an den Universitäten zu zeigen. Im Jahr 1967 waren in

---

<sup>25</sup> Vgl. dazu Fengler, Silke. 2019. „Salonbolschewiken‘: Pugwash in Austria, 1955-1965.“ In: Alison Kraft, Carola Sachse (eds.), *Science, (Anti-)Communism and Diplomacy: The Pugwash Conferences on Science and World Affairs in the Early Cold War*, 221-257, Leiden: Brill.

<sup>26</sup> Der Name schließt an den „Gewerkschaftlichen Linksblock“ (GLB) an, der die offizielle kommunistische Fraktion im einheitlichen Österreichischen Gewerkschaftsbund (ÖGB) verkörperte – und heute noch verkörpert.

Österreich „Personalvertretungen“ als gesetzliche Interessensvertretung der Beschäftigten im Öffentlichen Dienst eingerichtet worden, für die jede Berufsgruppe alle drei Jahre „Dienststellenausschüsse“ und einen „Zentralausschuss“ wählt. Wir beschränkten uns auf Kandidaturen auf der obersten Ebene, um in den Dienststellen selbst nicht in Konkurrenz zu anderen, nicht parteipolitisch festgelegten linken Initiativen zu treten, wie etwa in Wien die oben erwähnte GAKU. Bei den Wahlen 1975 erreichten wir für den Zentralausschuss der Hochschullehrer knapp vier Prozent der Stimmen. Das war wesentlich mehr als alle KP-nahen Wahllisten in anderen Berufsgruppen erreichten, die zusammen bei 0,3 Prozent lagen, und auch dreimal so viel, wie die KPÖ im selben Jahr bei Parlamentswahlen erhielt. Auch in den folgenden Wahlen blieben wir bis zum Ende der 1980er-Jahre auf diesem Niveau. An den Universitäten hatte sich das Klima des Antikommunismus verändert. Die prinzipielle Ablehnung auch dieser Form von totalitärer Herrschaft war dominant geblieben, aber der eliminatorische Antikommunismus und die Ausgrenzung einzelner Kommunisten waren verblasst oder völlig verschwunden. Manche Intellektuelle standen nicht nur der Neuen Linken, sondern auch der alten Linken, wie sie die KPÖ verkörperte, mit Interesse und zum Teil auch mit Sympathie gegenüber. Das erste Wahlergebnis des „Linksblocks“ schlug allerdings auch politische Wellen und führte zu einer parlamentarischen Anfrage eines ÖVP-Abgeordneten an die sozialdemokratische Ministerin für Wissenschaft und Forschung, Hertha Firnberg, wie es denn zu dieser „Unterwanderung“ der Universitäten habe kommen können.

Die zweite Initiative war die Gründung einer Zeitschrift, die zwar unter kommunistischer Hegemonie (und finanzieller Förderung) stand, aber doch zugleich ein offenes Diskussionsforum sein wollte für ein breites Feld von gesellschaftspolitischen und wissenschaftstheoretischen Fragen, und für die Pluralität marxistischer Ansätze: „Fortschrittliche Wissenschaft. Korrespondenz fortschrittlicher Hochschullehrer und Wissenschaftler“ (FW).<sup>27</sup> Die Zeitschrift erschien 17 Jahre lang, von 1976 bis 1993, in insgesamt 36 Nummern und einigen Sondernummern. Die Schwerpunkte der einzelnen Themenhefte behandelten – um nur einige wenige Themen zu nennen – Fragen der Architektur, der Ökologie, der Friedenssicherung, der Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspolitik, der Hochschul- und Wissenschaftspolitik, der Medizinsoziologie, des Bildungswesens, der Arbeitsbeziehungen, aber auch das Verhältnis von Arbeiterbewegung und Geschichtswissenschaft, von Recht und Gesellschaft, von Demokratie, Staat, und Sozialismus, oder der Bedeutung von „Tschernobyl“ oder „Perestroika“. Wenn ich heute an diese Zeitschrift zurückdenke, für die ich viele Jahre lang im Sinne des Presserechts als

---

<sup>27</sup> Vgl. dazu Essl, Günther, und Schmid, Tom. 2009. „Vom Versuch, Wissenschaft ‚fortschrittlich‘ zu konnotieren. Gedanken zur Geschichte der Zeitschrift ‚Fortschrittliche Wissenschaft‘“. In: Nikolaus Dimmel und Alfred J. Noll (Hg.), *Soziale Relevanz des Rechts. Festgabe für Johann J. Hagen*, 63-77, Wien: Czernin Verlag.

„Eigentümer, Herausgeber, Verleger und für den Inhalt verantwortlich“ fun-  
gierte, scheint mir, dass sie unter allen meinen (partei-)politischen Aktivitä-  
ten an der Universität die sinnvollste war. Die Zeitschrift initiierte tatsächlich  
Diskurse an vielen Schnittstellen von Wissenschaft, Gesellschaft, und Politik.  
Die 24 – im Lauf der Jahre wechselnden – Herausgeberinnen und Herausge-  
ber, und noch mehr die mehr als 170 Autorinnen und Autoren, bildeten ein  
breites Spektrum an wissenschaftlichen Disziplinen, politischen Positionen,  
methodischen Herangehensweisen ab. Aber alle fühlten sich auf diese oder  
jene Weise einer gesellschaftlichen Verantwortung von Wissenschaft ver-  
pflichtet.

Dieses verbindende Selbstverständnis, und damit auch die Existenz der  
Zeitschrift, zerfiel in der „Zeitenwende“ von 1989/90. Die letzte Nummer der  
„Fortschrittlichen Wissenschaft“, Heft 37, erschien Anfang 1993 zum Thema  
„Neues Weltbild – Neue Weltordnung“. In einer ausführlichen „Mitteilung  
der Herausgeberinnen und Herausgeber“ zogen wir eine kritische Bilanz und  
gaben die Einstellung der Zeitschrift bekannt. Die wesentlichen Sätze laute-  
ten: „In den letzten drei bis vier Jahren ergaben sich für die HerausgeberIn-  
nen manche kritischen Fragestellungen bezüglich des eigenen, individuellen  
wissenschaftlichen und gesellschaftspolitischen Engagements wie auch der  
Konzeption der Zeitschrift. Aufgrund der Entwicklungen in der Welt, insbe-  
sondere des Zerfalls der früheren sozialistischen Länder, verstärkte sich der  
Wunsch bzw. die Notwendigkeit, bisherige Positionen und theoretische An-  
sätze linksorientierter Wissenschaft zu hinterfragen und danach zu überprü-  
fen, was ‚hält‘ und wo neue Analysen erforderlich sind. So zum Beispiel die  
Frage, ob oder in welcher Hinsicht man überhaupt von einer ‚fortschrittli-  
chen‘ und einer ‚bürgerlichen‘ Wissenschaft sprechen kann“.<sup>28</sup> Für mich fiel  
das Jahr 1993 mit einer beruflichen und lebensweltlichen Zäsur zusammen.  
Nachdem ich schon zwei Jahre zuvor die KPÖ verlassen hatte, nahm ich nun  
auch Abschied von der „Fortschrittlichen Wissenschaft“. Auch wenn ich  
mich weiterhin politisch und emotional den Grundhaltungen und dem kultu-  
rellen Kosmos der Linken (im weitesten Sinn) verbunden fühlte (und fühle),  
gelang es mir nun doch, mich vom Korsett der links-rechts und fortschritt-  
lich-bürgerlich Dichotomie zu befreien und meine gesellschaftliche Verant-  
wortung als Wissenschaftler neu zu definieren.

Schon in den 1980er-Jahren war ich aber durchaus auch in politisch und  
intellektuell breiter aufgestellten Projekten aktiv. Vielleicht das Wichtigste  
darunter war der „Verlag für Gesellschaftskritik“, an dem ich mich seit seiner  
Gründung im Jahr 1980 zeitweilig intensiv engagierte. Der Verlag wurde ge-  
gründet von einer größeren Gruppe von ganz überwiegend jüngeren Wissen-  
schaftlerinnen und Wissenschaftlern verschiedener Wiener Universitäten  
und außeruniversitärer Forschungseinrichtungen. Dahinter stand die

---

<sup>28</sup> Fortschrittliche Wissenschaft 37 (1993): 2.

Erfahrung – oder auch Befürchtung – dass gesellschaftskritische wissenschaftliche Literatur in der damaligen österreichischen Verlagslandschaft zu wenig Platz hatte und zu wenig sichtbar war. Zugleich erschien uns das Modell eines „Autorenverlags“ als attraktiv, der im Eigentum eines Kollektivs von potentiellen und tatsächlichen Autoren stand. Alle Beteiligten sollten gemeinsam und demokratisch über das Programm entscheiden und abwechselnd Verwaltungs- und Leitungsfunktionen übernehmen. In den 1980er-Jahren fungierte auch ich einmal für kurze Zeit als Geschäftsführer. Das war allerdings eine Tätigkeit, für die ich wenig Leidenschaft und noch weniger Talent mitbrachte. Der Verlag bestand in dieser Form bis 1997. Er wurde zu einer relevanten Institution im und für das links-intellektuelle Milieu und nahm durchaus Einfluss auf die politische Kultur des Landes. Dies geschah durch mehrere Buchreihen. Die „Österreichischen Texte zur Gesellschaftskritik“ reichten von Habilitationsschriften über politische Sachbücher bis zu Sammelbänden von wissenschaftlichen Symposien. Daneben standen aber auch „Biografische Texte zur Kultur- und Zeitgeschichte“ oder Studien und Texte zur „Antifaschistischen Literatur und Exilliteratur“ auf dem Programm und Zeitschriften wie die „Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften“ oder „Aufrisse. Zeitschrift für Politische Bildung“. Der Bestseller der frühen Jahre war aber „Wien wirklich. Ein Stadtführer durch den Alltag und seine Geschichte“ (1983). Rund zwei Dutzend Autorinnen und Autoren entfalteten ein vielschichtiges Panoptikum des historischen und des gegenwärtigen Wiens und folgten dem Motto: „Die Monumente von hinten, die Hinterhöfe von vorne“. Ähnliche „alternative“ Stadtführer entstanden in dieser Zeit auch in anderen Städten des deutschsprachigen und darüber hinaus des europäischen Raums, aber keiner von ihnen kam – wie ich mit Stolz behauptete – an den unseren heran.

Die oben beschriebenen drei Felder meines politischen Aktivismus im universitären Raum – Linksblock der Hochschullehrer, Fortschrittliche Wissenschaft, Verlag für Gesellschaftskritik – hatten eines gemeinsam: Sie waren Generationenprojekte im doppelten Sinn: Sie gehörten einer spezifischen Kohorte und damit historischen Periode an, und ebenso einer spezifischen Phase der Lebensläufe und Berufslaufbahnen der Beteiligten. Von den 1970er-Jahren an hatten Modernisierungs- und Liberalisierungsprozesse die westlichen Gesellschaften so stark verändert, dass „fortschrittliche“ oder „gesellschaftskritische“ Diskurse nicht mehr auf selbst geschaffene Foren angewiesen waren. Das Ende des Kalten Krieges und der Zerfall des Staatssozialismus hatten nicht nur für Kommunisten wie mich, sondern für die gesamte Linke die etablierte links-rechts Matrix erschüttert und politische Positionierungen fluider, individueller, und damit unabhängiger von Kollektiven und Organisationen gemacht. Der parallele Wandel der individuellen Lebensphasen und Berufspositionen hatte die Bedürfnisse nach und die Möglichkeiten zu gesellschaftspolitischem Aktivismus grundlegend verändert. Der Verlag



für Gesellschaftskritik geriet in der Mitte der 1990er-Jahre in wirtschaftliche Schwierigkeiten und musste schließlich privatisiert werden, litt aber vor allem immer mehr unter dem „unübersichtbar gewachsenen Desinteresse der Gesellschafter/innen“, wie Reinhard Sieder in einer Art Abschiedsbrief im Frühjahr 1997 schrieb. Er selbst könne seine beruflichen Prioritäten nicht mehr mit dem notwendigen Engagement für den Verlag zur Deckung bringen und er vermute, dass dies „für viele von uns (zuträfe), die in den letzten Jahren an Universitäten und Schulen, in Ministerien und anderen öffentlichen Institutionen, im freien Projektbereich usw. Fuß fassen haben können und dort im Zuge ihrer Berufstätigkeit auch immer mehr in Anspruch genommen werden“. Ich füge an, dass eine berufliche Etablierung auch den Bedarf an sozialer Anerkennung, Integration und sozialem Kapital, die solche Zusammenschlüsse versprochen, verringerte. Die Folge war für den Verlag, dass sich kaum mehr jemand fand, der oder die bereit gewesen wäre, Leitungsfunktionen zu übernehmen. Wenn ich in den Protokollen der Herausgeber-sitzungen der „Fortschrittlichen Wissenschaft“ zu Anfang der 1990er-Jahre blättere, ergibt sich dasselbe Bild. Ich selbst und viele andere der langjährigen Herausgeber nahmen nur mehr sporadisch an Sitzungen teil, und der kleine verbliebene Rest verfasste ebenso flehentliche wie erfolglose Bitten, doch wieder regelmäßiger zu erscheinen. Die gesellschafts- und parteipolitischen Projekte im universitären Raum, die mich und viele andere meiner Freunde, Genossen, Kollegen in den 1970er- und 1980er-Jahre mit Enthusiasmus erfüllt hatten, waren im Lauf der 1990er-Jahre an ihr Ende gekommen und schließlich verschwunden.

---

### 13. Abschied vom Kommunismus

---

Nicht nur in, sondern auch der außerhalb der Universität blieb ich bis zum Ende der 1980er-Jahre ein aktiver Kommunist. Verstärkt wurde dies dadurch, dass die KPÖ – obwohl der Versuch einer eurokommunistischen Orientierung zu Ende der 1960er-Jahre scheiterte und sie zu orthodoxen marxistisch-leninistischen und „moskautreuen“ Positionen zurückkehrte – in den 1970er-Jahren in bescheidenem Ausmaß für Studierende, Künstler und auch junge Arbeiter attraktiv geworden war, von denen allerdings viele schnell vom Parteiapparat aufgesogen wurden.<sup>29</sup> Wichtig war mir auch – vor meiner Umwelt, und noch mehr vor mir selbst – alles zu vermeiden, was als Abschwören vom wahren Glauben aus Karrieregründen hätte interpretiert werden können.

Zu meinen Aktivitäten innerhalb der Partei gehörte die Mitgliedschaft in der „Historischen Kommission beim ZK der KPÖ“. Noch Mitte der 1980er-

---

<sup>29</sup> Eine kleine prosopografische Skizze der „Kader“ der KPÖ veröffentlichte ich 1991 im „Handbuch des politischen Systems Österreichs“.

Jahre verfasste ich gemeinsam mit einem jüngeren Historiker und Genossen einen Beitrag zur offiziellen Parteigeschichte der KPÖ über die Periode 1945-1955. Wenn ich diesen Beitrag heute lese, bin ich überrascht – und beschämt –, wie wenig ich damals noch in Herangehensweise, Inhalt und Terminologie die Dogmen der Partei in Frage stellte. Meinem Anspruch, ein kritischer Historiker zu sein, wurde ich in keiner Weise gerecht, sobald es um die Geschichte der eigenen Partei ging. Hermann Weber schrieb in einem Resümee über die neuere „historische Kommunismusforschung“ mit Blick auf die Generation meiner Eltern: „Kommunistische Kader waren nach außen, gegenüber ihrem politischen Feind, mutig und einsatzbereit, traten aber innerhalb der Partei nur als gehorsame Untertanen auf.“<sup>30</sup> Obwohl die Geschichte des Kommunismus immer auch eine Geschichte der Häretiker, der „Dissidenten“, der „Renegaten“ war: Der von Weber konstatierte innerparteiliche Untertanengeist war auch mir keineswegs fremd.

Zugleich setzte aber zur Mitte der 1980er-Jahre auch ein langsamer Prozess der Entfremdung ein. Heute scheint mir, dass sich dieser auf zwei Ebenen vollzog. Ein allmählich stärker werdender Grundton bestand – zunächst eher unbewusst – darin, dass für meine Identität als Wissenschaftler die Überzeugung vom „Vetorecht“ empirischer Evidenz immer mehr in Widerspruch auch zu festgefügt ideologischen Konstrukten geriet. Dazu kamen einzelne Ereignisse, die den Glauben an die „Überlegenheit des Sozialismus“ erschütterten, wie die Nuklearkatastrophe von Tschernobyl im April 1986 und die Proklamation von „Glasnost und Perestroika“ durch Michail Gorbatschow im selben Jahre. Die Verbrechen des Stalinismus wurden nun in der Sowjetunion in bisher unbekannter Intensität diskutiert und offengelegt. Im Dezember 1987 entsandte mich die Historische Kommission der KPÖ zu einer Konferenz nach Moskau aus Anlass des 70. Jahrestages der Oktoberrevolution, die vom Reformflügel um Gorbatschow offensichtlich mit dem Ziel geplant worden war, vor Vertretern „Kommunistischer und Arbeiterparteien“ aus aller Welt, nicht zuletzt aus den „sozialistischen Bruderstaaten“, die neue Linie zu propagieren. Ich war überrascht von der Offenheit, mit der sowjetische Redner über die düstere Geschichte und die aktuellen Unzulänglichkeiten von Staat und Gesellschaft sprachen – und wie sehr viele Vertreter der „Bruderparteien“ ihrer gewohnten Phraseologie verhaftet blieben.

Auch in der KPÖ begann langsam – und keineswegs ohne Widerstände – ein Diskussionsprozess, in dem viele alte Gewissheiten in Frage gestellt wurden. Beschleunigt wurde dieser Prozess aber erst in den revolutionären Umwälzungen des Jahres 1989, in dem ein Land im ostmitteleuropäischen Machtbereich der Sowjetunion nach dem anderen die Herrschaft der Kommunisten abschüttelte, den Übergang zu Demokratie und kapitalistischer Marktwirtschaft und den Abbau des Eisernen Vorhangs einleitete. Die Verunsicherung

---

<sup>30</sup> Weber, Hermann. 2002. „Zehn Jahre historische Kommunismusforschung. Leistungen, Defizite, Perspektiven“. In *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 50 (2002), 4, 611-626, hier 623.

und Ratlosigkeit des Parteiapparats und der meisten Mitglieder ließen es nun als unabdingbar erscheinen, dass auch in der KPÖ eine umfassende ideologische und politische Erneuerung stattfinden müsse. Am 27. Parteitag Ende Jänner 1990 wurden ein Mann und eine Frau als gleichberechtigte neue Vorsitzende gewählt, und im ebenfalls neugewählten Zentralkomitee (ZK) stieg der Anteil der reformwilligen Genossinnen und Genossen beträchtlich an. In dieser besonderen Situation hatte auch ich für das ZK kandidiert und war gewählt worden.<sup>31</sup> Zu den ersten Maßnahmen der neuen Parteileitung gehörte es, die „Historische Kommission“ abzuschaffen und durch eine „Arbeitsgemeinschaft für Geschichte“ (ARGE) zu ersetzen, in der ich eine aktive Rolle spielte. Die ARGE setzte sich zum Ziel, die stalinistische Vergangenheit der KPÖ in zweifacher Hinsicht aufzuarbeiten: Erstens, die Herausbildung stalinistischer Denkweisen und Strukturen innerhalb der Partei und deren Fortwirkung bis in die Gegenwart; und zweitens, die Schicksale von österreichischen Kommunistinnen und Kommunisten, die Opfer des stalinistischen Terrors geworden waren oder an diesem mitgewirkt hatten. Im ZK wurde auch heftig über die Geschichte der KPÖ diskutiert. Eine Episode, die ich nicht mehr in Erinnerung habe, beschreibt Susanne Sohn in ihrem oben genannten Buch: Josef Ehmer erinnerte „im ZK an unangenehme Tatsachen. Der Historiker hatte während der Osterferien Resolutionen und Rechenschaftsberichte der KPÖ aus den 70er und 80er Jahren nachgelesen. Er empfahl uns diese Lektüre. Denn sie zeige, dass der Partei die ‚marxistische Aneignung der Wirklichkeit‘ in keiner Weise gelungen war. ‚Alle Aussagen (er betonte: *alle*) zu globalen Entwicklungsperspektiven haben sich im Licht der gegenwärtigen Realität als falsch erwiesen.“<sup>32</sup>

Schon im ersten Halbjahr 1990 wurde allerdings sichtbar, dass die Erneuerung der Partei im Apparat und der Mitgliederschaft auf erheblichen Widerstand stieß. Er spitzte sich zu, als die Führung im Juni 1990 eine Gedenktafel an österreichische Stalinopfer am zentralen Parteihaus anbringen ließ. Ich engagierte mich besonders für die vollständige Öffnung des Parteiarchivs und für die Kooperation mit einer Gruppe junger Historiker, die ebenfalls zum Thema Stalinopfer forschten, aber in der KPÖ als „trozkistisch“ galten. Als sich beides nicht durchsetzen ließ, und als ich zudem gehässigen, auch in der Öffentlichkeit geführten Angriffen durch andere Mitglieder der ARGE ausgesetzt war, zog ich im November 1990 die Reißleine und schied aus der ARGE aus. Die Chancen auf eine tatsächliche Erneuerung der Partei beurteilte ich von da an skeptisch. In der Tat formierte sich der Widerstand gegen radikale Reformen der Politik und der Organisationsstruktur immer

---

<sup>31</sup> Für die folgende Darstellung konnte ich meine Erinnerungen und Aufzeichnungen maßgeblich ergänzen durch eine umfassende Studie von Susanne Sohn, Co-Vorsitzende der KPÖ von Jänner 1990 bis März 1991: Sohn, Susanne. 2017. *Als der Kommunismus stürzte und mir nichts mehr heilig war*. Wien: Löcker Verlag.

<sup>32</sup> Ebd., 222.

deutlicher. Als sich im März 1991 zeigte, dass die „Erneuerer“ auch im ZK keine Mehrheit mehr hatten, sahen die beiden Vorsitzenden ihr Reformprojekt als gescheitert an, legten den Vorsitz zurück, und traten zugleich aus der Partei aus. Rund ein Drittel des ZKs schloss sich ihnen an, und damit fand auch meine Bindung an den Kommunismus endgültig ihr Ende.

Erst im Nachhinein wurde mir klar, dass das Projekt der Erneuerung der KPÖ in zweifacher Hinsicht eine Illusion gewesen war. Die erste Illusion bestand in der Annahme, dass die Partei überhaupt reformierbar sei. Für eine Partei, deren Führungsebenen und organisatorische Strukturen von einem enorm aufgeblähten „Apparat“ hauptberuflich angestellter Funktionäre beherrscht wurden, die finanziell am Tropf des österreichischen Außenhandels mit den kommunistischen Staaten hing, und die sich über Jahrzehnte des Niedergangs immer mehr von der Gesellschaft isoliert hatte, war dies ganz offensichtlich nicht möglich. Die zweite Illusion bestand in der Annahme, dass ein erneuerter Kommunismus überhaupt das Potential gehabt hätte, eine positive Rolle für die weitere gesellschaftliche Entwicklung zu spielen. Der Kommunismus war im 19. Jahrhundert als Ideologie der Befreiung und der Emanzipation entstanden. Im 20. Jahrhundert wurde er eine Massenbewegung und zugleich ein totalitäres Herrschaftssystem und eine mächtige Ideologie zu dessen Legitimation. Die wenigen kommunistischen Parteien, denen es gegen Ende des Jahrhunderts gelang, sich von diesem Janusgesicht zu befreien, sozialdemokratisierten sich und legten den kontaminierten Namen ab. Das beste Beispiel dafür ist die Italienische Kommunistische Partei, die mit Abstand größte KP Westeuropas, die nach mehreren Häutungen als Partito Democratico auferstand. Parteien, die diesen Weg nicht gingen, versanken oder verblieben (wie die KPÖ) in Bedeutungslosigkeit. In Europa war das „Gespenst“ des Kommunismus endgültig ein Gespenst der Vergangenheit geworden, auch wenn es in anderen Weltgegenden, vor allem in Ostasien, weiter sein Unwesen treibt<sup>33</sup>

---

<sup>33</sup> Diese Einschätzung wurde bekräftigt durch spätere Lektüren, vom „Schwarzbuch des Kommunismus“ (dt. 1998) bis hin zu aktuellen Publikationen. Besonders nützlich waren: Als konzise Darstellung des europäischen Kommunismus von seiner Entstehung bis zu seinem Zusammenbruch Holzer, Jerzy. 1998. *Der Kommunismus in Europa. Politische Bewegung und Herrschaftssystem*. Frankfurt/Main: Fischer. Zur italienischen KP vgl. Kertzer, David I. 1996. *Politics and Symbols. The Italian Communist Party and the Fall of Communism*. New Haven/London: Yale University Press. Zum „Platz des Kommunismus in der Weltgeschichte“ und zu seiner aktuellen globalen Bedeutung als mächtige Triebkraft kapitalistischer Entwicklung in Ostasien vgl. Milanovic, Branko. 2020. *Kapitalismus global. Über die Zukunft des Systems, das die Welt beherrscht*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, v.a. 103-186, 309-315. Zum „Janusgesicht“ des westeuropäischen Kommunismus – mit vielen Verweisen auch zu kommunistischen Historikern – vgl. Kroll, Thomas. 2007. *Kommunistische Intellektuelle in Westeuropa. Frankreich, Österreich, Italien und Großbritannien im Vergleich (1945-1956)*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, insbesondere 628-640. Kroll schreibt zusammenfassend: „Der Glaube an den Kommunismus – so lautet (...) die zentrale Schlussfolgerung der Studie – hatte in Westeuropa ein Janusgesicht. Zwar entwickelte der kommunistische Glaube von Intellektuellen vielfach eine totalitäre Stoßrichtung, doch

Mich aber beschäftigt bis heute die Frage, wieso ich zu dieser Einsicht erst so spät gekommen bin. Lag es an der Verbundenheit mit dem Schicksal, den Kämpfen, den politischen Idealen meiner Eltern? Lag es an der Loyalität gegenüber meiner eigenen Identität des Jugend- und jungen Erwachsenenalters und an der Dankbarkeit für die vielen Bereicherungen, die mir der Kommunismus in meinen jungen Jahren beschert hatte? War es die Scham über den sozialen Aufstieg und den „Klassenverrat“, die ich mit besonderer Parteiloyalität zu kompensieren versuchte? War es die soziale Bindekraft eines kleinen, dichten, sektenähnlichen sozio-politischen Milieus? Wahrscheinlich war es all dies und noch einiges andere mehr.

---

## 14. Professor in Salzburg und Wien

---

Mit der Habilitation hatte ich 1989 die verbeamtete Position eines Universitäts-Dozenten erreicht, auf der ich bis zum Ende meiner Berufslaufbahn hätte verbleiben können. Ich war natürlich glücklich, eine definitive berufliche Sicherheit erlangt zu haben, und ich begann auch die neuen Räume zu nützen, die mir der Status eines Dozenten bot. Zum Ende der 1980er-Jahre war ich also voll etabliert an der Universität Wien und vielfältig eingebunden in die Wiener Forschungslandschaft. Zugleich begann ich mich aber auch immer öfter zu fragen, ob ich tatsächlich bis zur Pensionierung an dem Institut bleiben wolle, in dem ich rund 20 Jahre vorher angekommen war. Immer mehr reizte es mich, etwas Neues zu versuchen und mir selbst und meiner Umwelt zu beweisen, dass ich auch außerhalb dieses geschützten Raums beruflich erfolgreich sein könne. Die einzige Möglichkeit, dies zu tun, ohne den Verlust der mühsam erreichten sozialen Sicherheit zu riskieren, war die Bewerbung auf Professorenstellen außerhalb Wiens. Meine Neigung dazu verstärkte sich durch die positiven Erfahrungen auf einer Vertretungsprofessur am Friedrich-Meinecke-Institut der FU Berlin, auf die mich Jürgen Kocka im Studienjahr 1990/91 eingeladen hatte. Zudem waren in diesen beiden Jahren zwei meiner Bücher in prominenten Reihen erschienen, die „Sozialgeschichte des Alters“ in der von Hans-Ulrich Wehler herausgegebenen Neuen Historischen Bibliothek im Suhrkamp Verlag, und meine überarbeitete Habilitationsschrift in den Kritischen Studien bei Vandenhoeck & Ruprecht. Ich fühlte mich also gut gerüstet und bewarb mich 1991/92 auf Professuren für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Viadrina in Frankfurt/Oder, an der Universität Innsbruck, and am European University Institute in Florenz. Bei allen Bewerbungen kam ich in die engere Auswahl, bei keiner auf den ersten

---

wohnten ihm auch Entwicklungsmöglichkeiten inne, die – so paradox es klingen mag – unter bestimmten historischen Umständen in das Engagement für die Forcierung von gesellschaftlichen Demokratisierungsprozessen westlichen Zuschnitts münden konnten.“ (S. 630).

Platz. Aber immerhin hatte ich sehr nützliche Erfahrungen mit der Gestaltung von Bewerbungsunterlagen und Bewerbungsvorträgen gewonnen.

Nun begab es sich, dass 1992 an der Universität Salzburg eine Professur für „Allgemeine Neuere Geschichte“ ausgeschrieben worden war und mich ein Salzburger Kollege, der Zeithistoriker Ernst Hanisch, anregte, mich dort zu bewerben. Ich war unsicher, ob ich für Allgemeine Neuere Geschichte ausreichend kompetent sei, umso mehr, weil der bisherige Stelleninhaber, Fritz Fellner, einen eindeutigen Schwerpunkt in der politischen Geschichte hatte. Nach einigem Zögern bewarb mich doch, wurde zum Vortrag eingeladen, landete auf dem ersten Platz, erhielt den Ruf, und trat im Oktober 1993 diese Professur an. Wenn ich heute das Manuskript meines Bewerbungsvortrags durchblättere, dann sehe ich – durchaus mit Überraschung – dass er wesentlich kohärenter ausgefallen ist, als dies bei meinen vorherigen Bewerbungen auf Professuren für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Fall gewesen war. Ich präsentierte ein umfassendes Konzept von „Gesellschaftsgeschichte“ und „Historischer Sozialwissenschaft“ als Zugänge zur Herausbildung und Durchsetzung der bürgerlichen Gesellschaft. Allerdings setzte ich mich von dem gerade heftig geführten Methodenstreit ab, wie er zum Beispiel zwischen „politischer Sozialgeschichte“ und „Alltagsgeschichte“ nur wenige Wochen vor meinem Vortrag auf dem Deutschen Historikertag in Hannover ausgetragen worden war. Für mich bestehe, so sagte ich, „der Reiz einer historischen Sozialwissenschaft gerade in ihrer Pluralität, in der Chance, eine Vielfalt von Themen und Methoden zusammenzuführen und zur Analyse gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen zu nützen.“ Zugleich argumentierte ich gegen „Modernisierung“ als Leitbegriff, gegen die Dichotomie von „traditional“ und „modern“, und für den Blick auf „Gemengelagen zwischen Altem und Neuem“. Zu meinen bisherigen Forschungsthemen Familie, Alter, Demographie und Sozialstruktur, und Arbeiterschaft, versuchte ich zu zeigen, dass sie wirkungsmächtige Teile des sozialen Wandels verkörpern und dass auch sie ohne gesamtgesellschaftliche Einbettung nicht ausreichend verstanden werden können. Offensichtlich stand ich mit meinem Verständnis von Sozialgeschichte einer „Allgemeinen Neueren Geschichte“ näher, als es mir selbst bewusst gewesen war.

Die Professur in Salzburg war – natürlich – mit neuen Anforderungen und Arbeitsbedingungen verbunden. Das Institut für Geschichte war klein, überschaubar, und von einer kooperativen und kollegialen Atmosphäre geprägt, in die ich mich gut integrierte. Zudem war es nach dem Lehrstuhlprinzip untergliedert und wies damit eine Struktur auf, die mir gänzlich neu war. Zu meinem „kleinen Reich“, der Neueren Geschichte, gehörten eine Sekretärin und eine Assistentenstelle, die ich mit der Sozialhistorikerin Sylvia Hahn besetzen konnte – einige Zeit später wurde sie langjährige Vizerektorin der Universität. Dazu kamen im Lauf der Jahre eine Reihe von Mitarbeiterinnen und

Mitarbeitern in befristeten Forschungsprojekten, und eine kleine, aber wachsende Gruppe von Dissertantinnen und Dissertanten.

Die große Herausforderung bildete für mich die Lehre. Mit der universitären Lehre hatte ich ja in Wien und Berlin ausreichend Erfahrungen gesammelt, aber nun war ich für ein ganzes zentrales Fach verantwortlich. Außerdem war ich gewillt, die Beschreibung meiner Professur mit „Allgemeiner Neuerer Geschichte“ ernst zu nehmen. Als Kern meiner Lehre entwickelte ich eine viersemestrige Überblicksvorlesung, „Grundlinien der europäischen Geschichte von 1500 bis 1989“, die ich chronologisch gliederte: 1500-1650, 1650-1800, das „lange 19. Jahrhundert“ (1789-19114), und das „kurze 20. Jahrhundert“ (1914-1989). Dabei war ich bestrebt, jede dieser Epochen auf umfassende gesellschaftsgeschichtliche Weise zu behandeln, d.h. die wesentlichen politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Strukturen herauszuarbeiten und deren Wandel sichtbar zu machen. Dieses ehrgeizige Programm ging weit über meine bisherige Kompetenz hinaus. In meinen ersten Salzburger Jahren kostete es mich viel Zeit und Mühe, aber es brachte mir selbst ein Verständnis der europäischen Geschichte und des aktuellen Forschungsstandes zu einzelnen Bereichen, das weit über mein bisheriges Wissen hinausging – und letztendlich auch die Kontextualisierung meiner speziellen Forschungsthemen erleichterte. Überblicksvorlesungen dieses Typs sind mittlerweile aus der Mode gekommen, aber ich bin nach wie vor überzeugt, dass sie – wenn sie problemorientiert präsentiert werden – für Studierende und auch für die Lehrenden selbst eine große Bereicherung bilden. Ich füge aber hinzu, dass ich „europäische Geschichte“ auch deshalb gewählt hatte, weil sie mir den Blick aus sehr großer – und luftiger – Höhe erlaubte. Mit den Details nationaler oder regionaler Geschichten wäre ich viel zu wenig vertraut gewesen, aber die Vogelperspektive erlaubte es mir doch, Strukturen zu erkennen und darzustellen.

Zusätzlich zur Überblicksvorlesung bot ich regelmäßig Spezialvorlesungen zu Themen an, die mit meinen Forschungsprojekten in Beziehung standen, und jedes Semester auch ein Hauptseminar. Für Seminare suchte ich vor allem Themen aus, die mir selbst Vergnügen bereiteten, vom „Goldenen Zeitalter“ der Niederlande bis hin zu Viktor Klemperers Tagebüchern, die gerade veröffentlicht worden waren und mich sehr beeindruckt hatten. Von Gerhard Botz hatte ich außerdem seine Methodenkurse übernommen und in Kooperation mit einem norwegischen Kollegen, Jan Oldervoll von der Universität Bergen, in eine „Erasmus Summer School New Methods in History“ umgewandelt, die abwechselnd in Salzburg und Bergen stattfand.

Zwei weitere Lehrveranstaltungstypen machten mir besondere Freude. Zum einen in jedem Semester ein wöchentliches „Forschungskolloquium“, das der Besprechung von Dissertationen diente und der Diskussion von allgemeinen Problemen der Historiographie. Dazu konnte ich regelmäßig auswärtige Gäste einladen, meist stießen Kolleginnen und Kollegen des Instituts

dazu, und allmählich wurde diese Veranstaltung zu einem offenen Diskussionsforum des Instituts. Zum zweiten führte ich gerne Exkursionen durch. Im Gedächtnis ist mir eine (mit Sylvia Hahn organisierte) in die Saar-Lor-Lux-Region (Saarland, Lothringen, der Süden von Luxemburg), in Erinnerung geblieben, in eine alte Industrieregion, die seit den 1970er Jahren deindustrialisiert worden war. Wir interessierten uns dafür, auf welche unterschiedliche Weise in den einzelnen Ländern Industrieruinen musealisiert wurden. Spektakulärer war eine (mit Sabine Fuchs organisierte) Exkursion nach Südafrika, wo wir untersuchen wollten, wie südafrikanische Universitäten mit dem Ende der Apartheid umgingen. Wir stießen auf ein buntes Kaleidoskop: Stellenbosch, immer noch rein weiß, wo ratlose Buren nach einem Platz im neuen politischen System suchten; die alte angelsächsisch-liberale Cape Town University, die sich gerade bemühte, auch für Schwarze attraktiver zu werden; die fast völlig schwarze University of the Western Cape, die gerade einen enormen Zustrom erlebte; und hoch im Norden an den Grenzen zu Mozambique und Zimbabwe kleine ländliche Universitäten, die kaum besser ausgestattet waren als Volksschulen in Österreich. Soweit ich das beurteilen kann, waren die Studierenden ganz zufrieden mit diesem Programm, viele blieben mir über die Semester hinweg treu, auch wenn sie vom Studienplan nicht dazu gezwungen waren.

In den ersten Jahren in Salzburg lagen meine Prioritäten eindeutig auf der Lehre. Erst ab 1995/96 stand sie soweit auf Schiene, dass Forschung wieder mehr Raum gewann. Dabei blieb ich aber – im Unterschied zur Lehre – meiner alten sozialhistorischen Prägung verhaftet. Zu den Themen Handwerk und Zunft, Alter, Arbeit, und Migration konnte ich einige größere Projekte einwerben und Konferenzen organisieren. Wenn ich mir die Inhalte meiner Vorträge und Publikationen zu diesen Themen aus meinen frühen Salzburger Jahren in Erinnerung rufe, dann sehe ich aber doch eine deutliche Modifikation meiner sozialgeschichtlichen Ansätze: Die Integration von kulturgeschichtlichen Perspektiven wurde mir zunehmend wichtiger. Vielleicht haben mich meine Lehrveranstaltungen in Salzburg nochmals sensibler und offener gemacht für die Einbeziehung der kulturellen Dimensionen der Geschichte, über eine eng gefasste Sozialgeschichte hinaus.

Wichtig war mir immer, die in den Projekten beschäftigten Forschungsassistentinnen und -assistenten zu ermutigen, selbständig zu arbeiten und dann auch eigene Projekte zu konzipieren. Besonders erfolgreich wurden dabei Annemarie Steidl und Sigrid Wadauer, die auf ebenso innovative wie unterschiedliche Weise zu Mobilität und Migration forschten und forschen, und Alexander Pinwinkler mit seinen Arbeiten zur Wissenschaftsgeschichte und insbesondere zur Geschichte der Bevölkerungswissenschaften. Alle drei haben sich habilitiert und sind in Forschung und Lehre aktiv. Sigrid Wadauer warb 2007 als erste österreichische Historikerin überhaupt einen ERC-Starting Grant ein. Annemarie Steidl ist heute Assoziierte Professorin am Institut



für Wirtschafts- und Sozialgeschichte in Wien. Ein weiteres großes Anliegen war mir aber auch, jüngeren ausländischen Historikern die Möglichkeit zu bieten, mit Incoming-Stipendien ein Jahr in Salzburg zu forschen. Auf diese Weise konnte ich die Habilitationsprojekte von Thomas Kroll (heute Professor in Jena), Günther Kronenbitter (heute Professor in Augsburg), und Jakob Vogel (heute Direktor des Centre Marc Bloch in Berlin) unterstützen.

Der größere Raum für die Forschung bedeutet auch, dass ich nun wieder neue internationale Netzwerke knüpfen konnte. Zu einem zentralen Knotenpunkt dieser Netzwerke wurden die „European Social Science History Conferences“ (ESSHC). Seit vielen Jahren hatte ich an den jährlichen „Social Science History Conferences“ (SSHC) in den USA teilgenommen, und nun wurde das Modell durch eine Gruppe niederländischer Historiker nach Europa übertragen. Die erste ESSHC fand im Mai 1996 in Nordwijkerhout statt, unweit von Leiden, inmitten von riesigen Feldern blühender Tulpen. Viele Jahre hindurch nahm ich regelmäßig an diesen jedes zweite Jahr an einer anderen europäischen Universität abgehaltenen Tagungen teil, sei es als Organisator von Panels und/oder als Vortragender.

Für die Geschichte der Arbeit gingen vor allem von Kontakten zu flämischen und niederländischen Kollegen wichtige Impulse aus. Einen besonders fruchtbaren Rahmen dafür bildete ab 1997 ein Netzwerk des flämischen Wissenschaftsfonds (FWO) zu „Labour, Labour Relations and Labour Markets in Western Europe 1500-2000“. Dies entsprach völlig meinem Interesse an der langen Entwicklung von Arbeiterverhältnissen vom späten Mittelalter bis zur Gegenwart. Mit einiger Nostalgie denke ich zurück an die Gespräche und gemeinsamen Aktivitäten mit Catharina Lis und Hugo Soly von der Freien Universität Brüssel, mit Jan Lucassen vom International Institute of Social History (IISH) in Amsterdam, und vielen anderen. In den Jahren um 2000 kamen mir die Niederlande sehr nahe. Wahrscheinlich hat es damals kein anderes Land in Europa gegeben, in dem die Historiker so international orientiert waren, wie hier. Ich vermute auch, dass es nicht viele niederländische Universitätsstädte gibt, in denen ich damals nicht das eine oder andere Mal zu Gast gewesen wäre.

Gegen Ende 1990er-Jahre gewann auch ein weiteres Forschungsfeld an Gewicht, nämlich Bevölkerungsgeschichte und Historische Demographie. Schon 1993 hatte mich Klaus Tenfelde als Fachbereichsherausgeber der „Enzyklopädie deutscher Geschichte“ gebeten, für diese Buchreihe den Band über „Bevölkerungsgeschichte und Historische Demographie 1800-2000“ zu schreiben. Dies war vor meinem Dienstantritt in Salzburg, und in völliger Unterschätzung dessen, was mich dort erwarten würde, sagte ich zu. Was folgte waren zehn Jahre lang regelmäßige Bittschriften von mir an Tenfelde und den Oldenbourg Verlag, in dem ich um Verschiebung des vereinbarten Abgabetermins bat – was mir auch immer bewilligt wurde. Aber all diese Jahre blieb mir der Band präsent, ich sammelte Material und bemühte mich, auf

dem Stand der Bevölkerungswissenschaften zu sein. Mein Anliegen war es, zwei zusätzliche Aspekte einzubeziehen, die ich in den bisherigen Standardwerken zu diesem Thema vermisste: Erstens Migration, und zweitens die Geschichte der Bevölkerungswissenschaften und ihre unheilvolle Wechselbeziehung zur Bevölkerungspolitik, die in Deutschland im Nationalsozialismus einen tragischen Höhepunkt erreicht hatte. Was mich an dieser Thematik bis heute reizt, ist die enge Verbindung der frühen Demographie als einer methodisch hoch elaborierten und empirisch überwiegend validen Forschung einerseits, mit Bevölkerungsideologien und -politiken andererseits, die auf soziale Diskriminierung und Ausgrenzung bis hin zur Vernichtung zielen. Erschienen ist der Band schließlich 2004. Eine japanische Ausgabe bescherte mir 2008 eine längere Vortragsreise durch Japan. In einer erweiterten zweiten deutschen Auflage 2013 konnte ich später auch die demographischen Konsequenzen der deutschen Wiedervereinigung mit einbeziehen.

Die Verknüpfung von Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik wurde noch intensiver zu einem meiner Forschungsthemen durch ein wissenschaftspolitisch motiviertes Projekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG). Ende der 1990er-Jahre lud mich die DFG ein, an einer Gruppe von Demographen und Historikern teilzunehmen, um ein entsprechendes Programm zu konzipieren. Bevölkerungsforschung führte in Deutschland nach 1945 wegen ihres Beitrags zur nationalsozialistischen Vernichtungspolitik ein Schattendasein. Nach der Wiedervereinigung stieg allerdings der Bedarf an demographischer Evidenz, angefeuert auch durch die „Alterung“ der Gesellschaft und die globale Migration. Das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung bestand seit 1973, intensiviert nun aber sein Forschungsprogramm, und 1995 wurde das Max-Planck-Institut für Demographische Forschung in Rostock gegründet. In dieser Situation setzte sich in der deutschen Wissenschaftspolitik offensichtlich die Erkenntnis durch, dass eine intensive Aufarbeitung der Geschichte des Bevölkerungsdenkens in Deutschland unerlässlich sei. Das Ergebnis war ein Schwerpunktprogramm (SPP) zum Thema „Ursprünge, Arten und Folgen des Konstrukts ‚Bevölkerung‘ vor, im und nach dem ‚Dritten Reich‘“, das von 2001 bis 2008 von der DFG gefördert wurde. Der Schwerpunkt umfasste rund zwei Dutzend Einzelprojekte, als Sprecher fungierten der Soziologe Rainer Mackensen und der Historiker Jürgen Reulecke. Mein eigenes Interesse lag auf dem speziellen Beitrag, den Historiker zu den ausgrenzenden Bevölkerungsdiskursen leisteten. Den besonderen Gewinn dieses Schwerpunkts, über die Einzelprojekte hinaus, erbrachte aber „der intensive Kontakt innerhalb des SPP, der eine große Gruppe mehrmals im Jahr zum intellektuellen Austausch zusammenführte (...): Lehrstuhlinhaber und Doktoranden, habilitierte Universitätsangehörige und freiberufliche

Forscher“, wie ich – gemeinsam mit Ursula Ferdinand und Jürgen Reulecke – in der Einleitung zu einem der zahlreichen Ergebnisbände formulierte.<sup>34</sup>

Parallel dazu hatte ich zu Anfang der 2000er-Jahre aber auch eine ganz andere Aufgabe übernommen. Der Metzlerverlag plante gemeinsam mit dem Kulturwissenschaftlichen Institut Essen, einem interdisziplinären Forschungskolleg, eine vielbändige „Enzyklopädie der Neuzeit (1450-1850)“. Friedrich Lenger aus Gießen hatte das Fachgebiet „Lebensformen und sozialer Wandel“ übernommen und lud mich ein, es gemeinsam mit ihm zu gestalten. Da ich in der Lehre und in einigen meiner Forschungsbereiche mit der frühen Neuzeit vertraut geworden war, willigte ich gerne ein. 2002 fand in Essen das erste Vorbereitungstreffen statt, 2005 erschien der erste Band, 2012 der 16. und letzte Band, und gegenwärtig ist im Brill Verlag eine Übersetzung ins Englische unter dem Titel „Encyclopedia of Early Modern History Online“ in Arbeit. Zu meinen Aufgaben gehörte zunächst die Erarbeitung einer Liste von Lemmata und dann die Suche und Koordination von Teilherausgebern und Autoren – und, wo immer kompetente Autoren nicht zu finden waren oder nachträglich absagten oder keine brauchbaren Texte geliefert hatten, das Schreiben von Artikeln. Insgesamt habe ich knapp 30 Artikel selbst verfasst, teils der Not, teils der eigenen Neigung geschuldet, von „Altersstruktur“ bis „Zwangsarbeit“. All dies war mit großem Termindruck verbunden, da der Metzlerverlag einem strikten Zeitplan folgte: In jedem Jahr mussten zwei Bände erscheinen. Auch dies bedeutet zehn Jahre lang eine sehr intensive, aber auch eine sehr befriedigende Arbeit. Mein Verständnis der Frühen Neuzeit wurde geschärft durch die Beschäftigung mit vielen kleinen Details, die Lexikonartikel eben erfordern. Am engsten bin ich als Historiker dem 19. und dem 20. Jahrhundert verbunden, aber ich bin auch überzeugt, dass der Blick von einer früheren Epoche auf eine spätere nicht nur den Wandel, sondern auch Kontinuitäten klarer hervortreten lässt.

Sehr willkommene Atempausen bescherten mir die Freisemester, auf die ich alle vier Jahre Anspruch hatte. Zwei von ihnen verbrachte ich in Florenz am European University Institute, davon einmal als Fellow am European Forum on International Migrations (1997/98), und einmal als Gastprofessor am Department for History and Civilisation (2002/03). Am EUI schätzte ich besonders die internationale und interdisziplinäre Ausrichtung. Seine überschaubare Größe machte es leicht, mit Soziologen und Politikwissenschaftlern ins Gespräch zu kommen, was mir für das Thema Migration auch unerlässlich zu sein scheint. Die Aufenthalte in Florenz haben mir und meiner Frau – die glücklicherweise dabei sein konnte – aber auch ein Eintauchen in das italienische Alltagsleben und in die Kultur der Renaissance beschert – beides haben wir ungemein genossen. Das Sommersemester 2008 konnte ich wieder einmal in meinem geliebten Cambridge verbringen, Sheilagh Ogilvie

---

<sup>34</sup> Einen dieser Bände bildete das Sonderheft „Bevölkerungskonstruktionen“ der HSR 31 (2006) 4, das ich gemeinsam mit Werner Lausecker und Alexander Pinwinkler herausgegeben hatte.

hatte mich an das Center for Quantitative Economic History eingeladen. Auch alle diese Aufenthalte waren mit Verpflichtungen verbunden – und natürlich auch mit der Selbstverpflichtung, am Ende etwas Vernünftiges produziert zu haben, aber zugleich waren sie willkommene Abwechslungen zum universitären Alltag.

Zu Anfang der 2000er Jahre nahm mein Leben eine neuerliche Wendung. Ich habe 13 glückliche Jahre in Salzburg verbracht und für die Berufung an die dortige Universität bin ich bis heute dankbar. In den ersten Jahren des neuen Jahrtausends beschlich mich aber das Gefühl, dass ich für meine verschiedenen Projekte von der Universität immer weniger Unterstützung erwarten könne und dass sich die Dynamik, mit der ich hier in den 1990er-Jahren begonnen hatte, totzulaufen begann. Ich fürchtete, dass mein weiteres berufliches Leben in Salzburg allmählich zu stagnieren beginnen würde. Dazu kam ein persönliches Problem. Riki, meine Frau, hatte sich von Anfang an standhaft geweigert, vollständig nach Salzburg zu übersiedeln, zu sehr war (und ist) sie mit Wien verbunden. In alle den Jahren pendelten wir jedes Wochenende zwischen Wien und Salzburg, einmal kam Riki zu mir, das nächste Mal ich zu ihr. In Partnerschaften von Wissenschaftlern ist diese Praxis keineswegs ungewöhnlich, und auch wir kamen in den ersten Jahren damit gut zurecht. Aber je älter wir beide wurden, desto mühsamer wurde es, desto mehr stieg der Wunsch, auch den Alltag wieder mehr miteinander zu teilen. Als Michael Mitterauer 2003 emeritierte und im folgenden Jahr seine Professur neu ausgeschrieben wurde, begann ich zu überlegen, ob ich mich bewerben sollte. Lange zögerte ich, eine große Scheu hielt mich von einer Bewerbung an mein altes Institut ab. Aber dann siegte doch der Wunsch, das beschauliche Salzburg zu verlassen und zurückzukehren nach Wien und an seine große, wirbelige Universität. Nur wenige Tage vor dem Ende der Frist reichte ich meine Bewerbung ein, im März 2004 wurde ich zum Vortrag eingeladen, sehr positiv aufgenommen, und so erhielt ich Anfang 2005 – im 57. Lebensjahr – den Ruf.

Völlig unterschätzt habe ich dabei, dass man in Wien wesentlich stärker im Rampenlicht der nationalen und internationalen Wissenschaft steht als in Salzburg. Für mich bedeutet dies ein zusätzliches und zunehmendes Engagement in einer Reihe von Forschungsgruppen und -institutionen. Schon 2005 wurde ich als Fachreferent für die historischen Wissenschaften in das Kuratorium des Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in Österreich (FWF) berufen, dem Entscheidungsgremium dieser Institution – in dem ich dann neun Jahre lang verbleiben sollte. Ich habe den FWF schon vorher sehr geschätzt, weil er mir alle eingereichten Projekte bewilligte. Nun, im Inneren des Fonds, stieg meine Hochachtung nochmals beträchtlich an. Die Akribie und Genauigkeit, mit der im FWF Förderentscheidungen im Wechselspiel zwischen dem Büro des Fonds, den (ausschließlich ausländischen) Gutachtern, und den jeweiligen Fachreferenten vorbereitet werden; und die

Sachlichkeit und Unbestechlichkeit, mit denen das große, interdisziplinäre Kuratorium schließlich die Entscheidungen trifft, und dabei immer zwischen zu knappen Mitteln einerseits und Empathie für die Antragsteller andererseits zu navigieren hat – all das verdient höchste Anerkennung.

Ein weiteres Arbeitsfeld wurde die Geschichte meiner Universität. Der Universität Wien stand 2015 das 650-Jahr-Jubiläum ihrer Gründung bevor, und natürlich sollte dazu eine mehrbändige Festschrift erscheinen. Der Wissenschaftshistoriker Mitchell G. Ash bat mich um die Teilnahme an einer „Universitären Kommission zur wissenschaftlichen Aufarbeitung der Universitätsgeschichte“, die diesen Anlass nützen wollte, um eine umfassende und zugleich differenzierte, kritische, und jedenfalls nicht-hagiographische Universitätsgeschichte zu erarbeiten. Dies war für mich ein neues Forschungsfeld, aber auch hier wollte ich aus zwei Gründen nicht nein sagen: Ersten war ich zu sehr meiner Universität verbunden und ich hatte das Gefühl, dass ich ihr auf diese Weise auch ein bisschen Dank abstatten könnte. Zweitens war es mir ein Anliegen, dass auch die Sozialstruktur der Studierenden und Lehrenden, und ihren Wandel als Teil des gesamtgesellschaftlichen sozialen Wandels, ausreichend behandelt würde.

Einen Arbeitszusammenhang ganz anderer Art fand ich in Arbeitsgruppen der deutschen „Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina“. Am Anfang des neuen Jahrtausends begannen viele Wissenschaftsakademien, quer durch Europa, darüber nachzudenken, wie das in ihnen versammelte Wissen in stärkerem Maß der Gesellschaft zugänglich und nützlich gemacht werden könne – und wohl zugleich, wie dies die Legitimation der Akademien stärken würde. Das Schlagwort „Politikberatung“ kam dafür in Mode. Die Leopoldina richtete dazu, in Kooperation mit anderen Akademien, zwei Arbeitsgruppen ein: Eine zum „Altern in Deutschland“ von 2006-2009, und zweite zum Thema „Fertilität und gesellschaftliche Entwicklung (Deutschland, Österreich, Schweiz)“ von 2009 bis 2012. Ich gehörte beiden Gruppen an und lernte dabei zu verstehen, wie komplex eine seriöse, ernsthafte wissenschaftliche Politikberatung zu sein hat. Die Hauptarbeit beider Gruppen bestand zunächst darin, reale gesellschaftliche Probleme zu identifizieren und die dazu verfügbare Evidenz aufzubereiten. Erst dann wurde – mit aller gebotenen Vorsicht – begonnen, Lösungsvorschläge zu entwickeln. Und erst der allerletzte Schritt bestand darin, sowohl für die breite Bevölkerung wie auch für die Politik die Ergebnisse kurz und prägnant zusammenfassen. Dabei einigten wir uns darauf, zuerst einen Überblick über in der Öffentlichkeit verbreitete „Mythen“ zu geben und mit der verfügbaren Evidenz zu konfrontieren; dann unsere Ergebnisse in „Kernaussagen“ zusammenzufassen, und daraus erst ganz zum Schluss „Empfehlungen“ abzuleiten. Beide Gruppen waren auch bemüht – ganz im Gegensatz zur früheren „alarmistischen“ Bevölkerungsforschung – die dem demographischen Wandel innewohnenden positiven Potentiale in den Vordergrund zu stellen. Die zusammenfassende

Broschüre der Gruppe zum Altern trägt den Titel „Gewonnene Jahre“ (2009), und die Fertilitätsgruppe wählte „Zukunft mit Kindern“ (2012).

Ob und inwieweit all dies von der Politik tatsächlich zur Kenntnis genommen wurde, kann ich nicht sagen. Aber für die beteiligten Wissenschaftler und ihre jeweiligen Disziplinen war es ein enormer Gewinn.<sup>35</sup> Soweit ich sehe, sind diese Themen im deutschsprachigen Raum niemals zuvor so intensiv interdisziplinär in den Blick genommen worden. Den Arbeitsgruppen gehörten Sozial- und Verhaltenswissenschaftler an, Wirtschaftswissenschaftler, Geisteswissenschaftler, Politik- und Rechtswissenschaftler, Mediziner, Technikwissenschaftler, und andere. Gerade diese Vielfalt erlaubte es, der Komplexität der behandelten Phänomene näher zu kommen. Aus diesen befristeten Arbeitsgruppen ging wiederum die Wissenschaftliche Kommission „Demographischer Wandel“ der Leopoldina hervor, die auf längere Sicht ausgerichtet ist. Ihr gehörte ich von 2012 bis 2022 an. In zweien dieser Gruppen war ich der einzige Historiker. Ich denke, dass ich dazu beitragen konnte, aktuelle gesellschaftliche Probleme in längere historische Entwicklungen einzubetten.

Last but not least: Ein ganz wesentlicher Arbeitszusammenhang des vergangenen Jahrzehnts war für mich das Geisteswissenschaftliche Kolleg „Arbeit und Lebenslauf in globalgeschichtlicher Perspektive“ an der Humboldt Universität Berlin (re:work). Ihm gehörte ich von 2009 bis 2022 als Associate Fellow und Board Member an, und hier konnte ich 2010/11 ein ganzes Jahr und später immer wieder zu kürzeren Aufenthalten bleiben, zuletzt drei Monate 2021 und ein Monat 2022. Hier kam ich wie noch niemals zuvor in Kontakt mit Historikern und Sozialanthropologen aus aller Welt, und ich begann, die Geschichte der Arbeit und des Lebenslaufs intensiver über Europa und den „globalen Norden“ hinaus zu denken. Der Afrikahistoriker Andreas Eckert, Direktor des Instituts, hatte gemeinsam mit Fe Hentschke eine inspirierende Atmosphäre geschaffen, die den kreativen Austausch über die Disziplinen und Kontinente hinweg nicht nur möglich, sondern auch selbstverständlich und unvermeidlich machte. Und zusätzlich schufen diese Aufenthalte eine sehr enge Beziehung zu Berlin. Wenn ich alles zusammenzähle, dann habe ich in meinem Leben an die vier Jahre in Berlin verbracht. Meine Frau konnte oft mitkommen, und wann immer es möglich war, haben wir im Internationalen Begegnungszentrum (IBZ) in Wilmersdorf gewohnt, um die Ecke vom Rüdesheimer Platz. Der „Rüdi“ ist uns in all diesen Jahren ans Herz gewachsen und zu einer zweiten Heimat geworden.

Trotz der Atempausen in Freisemestern hatte ich in den 2010er-Jahren zunehmend das Gefühl, dass ich mit der breiten Palette meiner Aktivitäten die Grenzen meiner Belastungsfähigkeit erreicht hatte. Ich nehme das Jahr 2009

---

<sup>35</sup> Einer der vielen Ergebnisbände zu Fertilität ist als special issue von HSR erschienen: Ehmer, Josef, Jens Erhardt, and Martin Kohli. Eds. 2011. Fertility in the History of the Twentieth Century: Trends, Theories, Policies, Discourses. *HSR Special Issue* 36 (2).

als Beispiel. Zu meiner Lehrverpflichtung von acht Wochenstunden und der entsprechenden Prüfungstätigkeit, Beratung von Studierenden, Teilnahme in Fakultäts- und Kuriensitzungen, Prüfungs-, Habilitations- und Berufungskommissionen, Sitzungen des Akademischen Senats, etc. etc., also zum akademischen Alltagsgeschäft, kam die Mitwirkung in den vielen wissenschaftlichen Arbeitsgruppen. Im Herausbergremium der Enzyklopädie der Neuzeit waren wir gerade bei den Bänden neun und zehn angelangt (Naturhaushalt bis Religiöses Epos), die Bände 11 bis 15 waren in Vorbereitung. In den interdisziplinären Arbeitsgruppen deutscher Wissenschaftsakademien ging die Arbeitsgruppe zum Altern mit einigen Abschlussaktivitäten gerade zu Ende, und die neue zur Fertilität nahm ihre Tätigkeit auf. Auch das Berliner Kolleg re:work war in diesem Jahr gestartet. Im Bereich der Wissenschaftsförderung gehörte ich nach wie vor dem Kuratorium des Fonds zur Förderung der Wissenschaftlichen Forschung (FWF) als Referent für die Historischen Wissenschaften an. Als Vertreter des FWF war ich darüber hinaus Member of the Board of *HERA – Humanities in the European Research Area*, dem Netzwerk zur Förderung der Geisteswissenschaften, dem die nationalen Wissenschaftsfonds von 26 europäischen Staaten und die Europäische Kommission angehören. Alle genannten Aktivitäten hatten keineswegs repräsentativen Charakter, alle verlangten einen zwar nicht kontinuierlichen, aber zeitweilig sehr intensiven Aufwand an Zeit und Energie; mit anderen Worten: Sie machten schon richtig Arbeit! Die Teilnahme an den Herausbergremien oder Beiräten von ca. zehn Zeitschriften oder Buchreihen fiel dagegen weniger ins Gewicht.

Zu allen diesen institutionellen Verpflichtungen kam natürlich das Privatvergnügen der eigenen Publikationen. Im selben Jahr 2009 erschienen insgesamt fünf Bände, bei denen ich Mitherausgeber war, zwei davon in englischer Sprache. Die Themen dieser Bände reichten von Bevölkerungskonstrukten und Migrationsformen hin zu Altersbildern und Konzeptionen von Arbeit in epochenübergreifender Sicht. Zusätzlich erschienen in diesem Jahr zehn Aufsätze von mir als Alleinautor, und zwischendurch hielt ich Vorträge in Washington, Beijing, Shanghai, und an einigen europäischen Universitäten. Das Jahr 2009 war auch keine Ausnahme, sondern eher typisch für das Jahrzehnt, das mit meiner Berufung an die Uni Wien 2005 begonnen hatte. Diese Periode war vielleicht die intensivste meiner ganzen wissenschaftlichen Laufbahn, aber auch diejenige, die am stärksten von interdisziplinärem Austausch geprägt war und die den aktuellen Problemen der Gegenwart noch einmal näherkam als meine bisherigen Arbeiten. Sie bescherte mir vielfältige Anerkennung und eine unglaubliche Fülle von Anregungen, aber am Ende doch Zweifel, ob es nicht zu viele waren, ob es nicht mehr waren, als ich auf produktive Weise verdauen konnte. Wenn ich heute daran zurückdenke, viele Jahre später und älter und müder geworden, frage ich mich, wie ich das alles damals überhaupt geschafft habe. Hat es sich gelohnt? Wer weiß.

Um 2015 herum begann jedenfalls mein Körper zu rebellieren, und so entschloss ich mich, schon mit 67 Jahren um vorzeitige Emeritierung anzuschauen, und nicht bis zum damaligen Regelalter von 69 zu bleiben.

---

## 15. Ausklang

---

Seit dem 1. Oktober 2015 bin ich nun Professor emeritus. Was hat sich damit verändert? Durch den Rückzug von der Lehre und das Ausscheiden aus dem universitären Institutionengefüge habe ich tatsächlich viele Freiräume gewonnen. Andere institutionelle Einbindungen hatte ich aber noch für viele weitere Jahre beibehalten, vor allem an das International Research Center „Work and Human Lifecycle in Global History“ (re:work) an der HU-Berlin und die „Wissenschaftliche Kommission Demographischer Wandel“ der Leopoldina. Andere kamen neu dazu, wie der „Edith-Saurer-Fonds zur Förderung geschichtswissenschaftlicher Projekte“ und die „ERC Mentoring Initiative“ des Instituts für die Wissenschaften vom Menschen (IWM) in Wien, dessen Ziel es ist, jüngere Sozial- und Geisteswissenschaftler vor allem aus Ostmitteleuropa bei der Antragstellung für hochrangige ERC-Grants zu unterstützen. Wiederum andere Engagements intensivierten sich, wie die „International Conference of Labour and Social History“ (ITH). Ein größeres Forschungsprojekt zur „Habsburgischen Mobilitätskontrolle osmanischer Migranten“ kam 2017 zu einem erfolgreichen Abschluss.<sup>36</sup> Wenn ich meine Publikationsliste durchblättere, dann erscheint 2015 nicht als Zäsur, allerdings gewannen in den letzten Jahren Handbuchartikel ein deutlich größeres Gewicht. Auf der anderen Seite fand ich aber nunmehr erstmals Zeit, Quellen, die ich vor sehr langer Zeit erhoben hatte, auszuwerten und zur Veröffentlichung zu bringen. Im Winter 1977/78 hatte ich einige Wochen in Tallin verbracht, um Quellen aus dem Estnischen Staatsarchiv zu erheben. Nun kam ich endlich dazu, sie auszuwerten. Der Aufsatz über „Peasant Life Courses and Social Mobility in Serfdom. The Baltic Provinces of the Russian Empire in the Eighteenth and Nineteenth Centuries“ ist Anfang 2023 erschienen.

Bis 2020 hat sich auch das Ausmaß meiner Vorträge und Konferenzteilnahmen kaum verändert. Aber dann kam Corona. Ich bin überzeugt, dass die Einschränkungen der Mobilität und der direkten sozialen Kontakte mit Kolleginnen und Kollegen in den Jahren 2020 bis 2022 meinen Alternsprozess beschleunigt haben. Viele Jahre lang habe ich mich mit Alter und Altern wissenschaftlich beschäftigt, und nun wurde es immer mehr zur Erfahrung am eigenen Leib. Erinnerungsvermögen und Konzentrationsfähigkeit nehmen ab, Ermüdung bei der Arbeit stellt sich früher ein als gewohnt. Der

---

<sup>36</sup> Im Zentrum dieses Projekt stand die Dissertation von Jovan Pešalj, einem Doktoranden der Universität Leiden, den ich gemeinsam mit Leo Lucassen betreute.



Sammelband „Life Course, Work, and Labour in Global History“, den ich gemeinsam mit Carola Lentz herausgebe und der im September 2023 erscheinen wird, hat mich in dieser oder jener Form fast vier Jahre lang beschäftigt – ein deutliches Anzeichen abnehmender Arbeitskraft und Effizienz. Dazu beobachte ich gerade seit dem letzten Coronajahr ein zunehmendes Gefühl der Übersättigung mit bisherigen Aktivitäten, und auch der Wunsch nach Rückzug von den verbliebenen institutionellen Einbindungen wird stärker. Altern ist ein langwieriger und nicht linearer Prozess, der in individueller Vielfalt verschiedene Phasen durchläuft. Für mich hat Corona sicherlich den Übergang in eine neue Phase eingeleitet. Ein Leben, ohne wissenschaftlich zu arbeiten, kann ich mir immer noch nicht vorstellen. Aber was wird das in dieser neuen Altersphase konkret bedeuten? Mal sehen.

**P.S.:** Wenn in dieser autobiographischen Skizze Namen von Kolleginnen und Kollegen genannt werden, dann sind dies ganz überwiegend Menschen, die meine berufliche und persönliche Entwicklung positiv beeinflusst haben und denen ich mich in Dankbarkeit verbunden fühle. Es handelt sich vor allem um Angehörige der Generationen vor mir und mit mir. Ich möchte mich aber auch bei Angehörigen der jüngeren Generation bedanken, die ich als Assistentinnen und Assistenten, als Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Forschungsprojekten, als Gastgeber von Stipendiatinnen und Stipendiaten beschäftigen oder unterstützen konnte. Sie alle haben mir viel mehr zurückgegeben, als sie von mir erhalten haben. Ich bedanke mich bei:

Heinrich Berger, Thomas Buchner, Sabine Fuchs, Therese Garstenauer, Hansjörg Gutberger, Peter Gutschner, Ingo Haar, Sylvia Hahn, Renate Huber, Reinhild Kreis, Thomas Kroll, Günther Kronenbitter, Werner Lausecker, David Mayer, Jovan Pešalj, Alexander Pinwinkler, Christa Putz, Wilko Schröter, Annemarie Steidl, Dana Stefanová, Sabine Sutterlützi, Jakob Vogel, Sigrid Wadauer, Michael Wedekind, und Hermann Zeitlhofer – und ich hoffe, ich habe nicht zu viele weitere vergessen.

All articles published in HSR Supplement 34 (2023):

Josef Ehmer: Arbeit, Bevölkerung, Alter und Migration - historisch und im interkulturellen Vergleich. Eine persönliche Retrospektive

Autobiografischer Essay

Josef Ehmer

Parallele Leben: Politischer Aktivismus und akademische Karriere.

doi: [10.12759/hsr.suppl.34.2023.01](https://doi.org/10.12759/hsr.suppl.34.2023.01)

Annemarie Steidl & Werner Lausecker

Em. o. Univ.-Prof. Dr. Josef Ehmer (1948-2023): Ein persönlicher Nachruf.

doi: [10.12759/hsr.suppl.34.2023.02](https://doi.org/10.12759/hsr.suppl.34.2023.02)

Beiträge

Josef Ehmer

Rote Fahnen – Blauer Montag. Soziale Bedingungen von Aktions- und Organisationsformen der frühen Wiener Arbeiterbewegung [1979].

doi: [10.12759/hsr.suppl.34.2023.03](https://doi.org/10.12759/hsr.suppl.34.2023.03)

Josef Ehmer

Frauenarbeit und Arbeiterfamilie in Wien. Vom Vormärz bis 1934 [1981].

doi: [10.12759/hsr.suppl.34.2023.04](https://doi.org/10.12759/hsr.suppl.34.2023.04)

Josef Ehmer

Lohnarbeit und Lebenszyklus im Kaiserreich [1988].

doi: [10.12759/hsr.suppl.34.2023.05](https://doi.org/10.12759/hsr.suppl.34.2023.05)

Josef Ehmer

Heiratsverhalten und sozialökonomische Strukturen: England und Mitteleuropa im Vergleich [1996].

doi: [10.12759/hsr.suppl.34.2023.06](https://doi.org/10.12759/hsr.suppl.34.2023.06)

Josef Ehmer

Worlds of Mobility: Migration Patterns of Viennese Artisans in the Eighteenth Century [1997].

doi: [10.12759/hsr.suppl.34.2023.07](https://doi.org/10.12759/hsr.suppl.34.2023.07)

Josef Ehmer

„Traditionelle“ Handwerker und ihre Zünfte als starke Akteure in der neuzeitlichen Expansion von Warenmärkten und Arbeitsmärkten: Forschungsansätze und Resultate [1998].

doi: [10.12759/hsr.suppl.34.2023.08](https://doi.org/10.12759/hsr.suppl.34.2023.08)

Josef Ehmer

The Significance of Looking Back: Fertility Before the “Fertility Decline” [2011].

doi: [10.12759/hsr.suppl.34.2023.09](https://doi.org/10.12759/hsr.suppl.34.2023.09)

Josef Ehmer

Work versus Leisure: Historical Roots of the Dissociation of Work and Later Life in Twentieth-Century Europe [2015].

doi: [10.12759/hsr.suppl.34.2023.10](https://doi.org/10.12759/hsr.suppl.34.2023.10)

Josef Ehmer

Arbeitsdiskurse im deutschen Sprachraum des 15. und 16. Jahrhunderts [2016].

doi: [10.12759/hsr.suppl.34.2023.11](https://doi.org/10.12759/hsr.suppl.34.2023.11)

Josef Ehmer

Altersbilder und Konzeptionen des Alter(n)s im historisch-kulturellen Vergleich [2019].

doi: [10.12759/hsr.suppl.34.2023.12](https://doi.org/10.12759/hsr.suppl.34.2023.12)

Appendix

Josef Ehmer: Curriculum Vitae & Schriftenverzeichnis.

doi: [10.12759/hsr.suppl.34.2023.13](https://doi.org/10.12759/hsr.suppl.34.2023.13)